

…OGIE DES ELEGANTEN LEBENS

UNVERÖFFENTLICHTE
AUFSÄTZE

VON

HONORÉ DE BALZAC

EINGELEITET UND HERAUSGEGEBEN

VON

W. FRED

MIT LICHTDRUCKEN
UND STRICHÄTZUNGEN NACH DEN ORIGINALEN VON
GAVARNI, BERTRANT UND BERTALL



MÜNCHEN / BEI GEORG MÜLLER


VETUS & NOVUM TESTA-MENTUM
DEI·SUB·NUMINE·VIGET
PRINCETON
UNIVERSITY
LIBRARY

5.—

Dr. phil. E. Oettinger

PHYSIOLOGIE DES ELEGANTEN LEBENS

PHYSIOLOGIE DES ELEGANTEN LEBENS

UNVERÖFFENTLICHTE AUFSÄTZE

VON

HONORÉ DE BALZAC

EINGELEITET UND HERAUSGEGEBEN

von

W. FRED.

MIT LICHTDRUCKEN UND STRICHÄTZUNGEN
NACH DEN ORIGINALEN VON GAVARNI,
BERTALL UND BERTRAND.



MÜNCHEN / BEI GEORG MÜLLER.

BALZAC ARBITER ELEGANTIARUM / DIE PHYSIOLOGIE DES ELEGANTEN LEBENS DIE FRAU COMME IL FAUT / MODE-WORTE / GESCHICHTE UND PHYSIOLOGIE DER BOULEVARDS / PHILOSOPHIE DES EHELICHEN LEBENS

BALZAC ARBITER ELEGANTIARUM



Gagniet

BALZAC ARBITER ELEGANTIARUM

NICHT jener Balzac, den Rodins überwältigende Plastik gibt, nicht der Koloß, der alle die Bände menschlicher Komödie, Scènes de la vie privée, militaire und all das, was in den vierzig und mehr Bänden der Oeuvres steht, gedichtet, auch nicht der Briefschreiber der sonderbarsten aller Liebesbriefe, jener an Madame Hanska, erscheint dem ersten Blick aus den Aufsätzen, die hier zum ersten Male in deutscher Sprache gedruckt werden, und die auch in den französischen Gesamtausgaben nicht zu finden sind, nur in allerhand Zeitschriften, Blättern, die rasch lebten und starben, hervorzusuchen waren. Natürlich ist das Genie dieses größten Prosadichters in jedem Worte mächtig; auch unverkennbar, hat man sich erst in den bald überpointierten, bald lehrhaften Ton hineingelesen und die Art, sich und sein Metier, die Gesellschaft und ihre Bedeutung zu belächeln, zu hassen und zu lieben (wie man nur sich selbst und seine alltäglichsten Gedanken haßt und liebt), erfaßt. In der ersten halben Stunde lernt man einen neuen Kameraden Brummels, Wildes, Barbey d'Aurevillys, des Fürsten Pückler kennen, Balzac, den *arbiter elegantiarum*.

Er nimmt es verdammt ernst mit den Fragen der Etikette, geht dem Sinn der Mode nach, studiert die Beziehungen der Äußerlichkeiten zu den tiefen

Existenzfragen und geht die Wege aller jener, die von den „tiefen“ und „freien“ Geistern alter und neuer Zeit über die Achsel angeschaut werden, weil sie Zeitungsartikel über Banalitäten wie die Kunst des Essens und die kleinen Bewegungen der Lebenstechnik, des Ehelebens schreiben. Und für Balzac haben die Leute die billige Erklärung solchen Tuns leicht: er war ein Vielschreiber (wie jeder, dem Schreiben die Daseinsform ist) und hat Geld gebraucht. Man kann es ja in der Aufrichtigkeit seiner Korrespondenz an Madame Hanska lesen: so und so viel Seiten „copie“ pro Tag, einfach des Geldes wegen. Aber diese Kaffeehauspsychologie ist – nicht nur weil es um Balzac geht – zu töricht. Er hätte, weiß Gott, auch Manuskripte über Anderes der „Carricature“, der „Silhouette“, der „Mode“ geben, im „Diable à Paris“ und wie die Publikationen alle heißen, gut bezahlt anbringen können. Aber diese Sachen von der Gourmandise bis zur Geschichte und Physiologie der Pariser Boulevards und der Monographie des Privatmannes gingen ihn im Innersten an, interessierten ihn. Er gab Antworten auf die Fragen, die seine Zeit an ihn stellte – was eben Journalismus, Kunst, Wissenschaft in ihrer höchsten Form ist –, indem er diese Aufsätze schrieb, die zwischen pädagogischer Systematik, Feuilleton und ironischer Phantasie schwanken.

Es war ja eine Zeit der Auseinandersetzungen.

Die Erkenntniskritik, angewendet auf alle Wünsche und Reize von Alltag, Feiertag, Spaziergang, gut bereitetem Souper und Amüsement, ergibt das Bedürfnis nach den vielen „Physiologies“, wie sie damals Monat um Monat herauskamen. Die Encyklopädisten hatten vorgearbeitet, die Revolution hatte den Zusammenhang aller Menschlichkeiten jedem augenscheinlich gemacht, die Physik war nicht mehr exklusive theoretische Wissenschaft, sondern fing an, Hilfsmittel jeder kleinen Handlung zu sein. Die „esprits supérieurs“, wie man damals sagte, waren, was heute „feiner organisierte Individuen“ sind. Der Komfort war aus seiner englischen Heimat auch nach Frankreich gekommen, wie Herr Brummel, der den Dandysme erfand; nur daß diesen Menschen von Geist, Witz, Einfällen und Leichtsinn seine Gläubiger dahin vertrieben hatten, die Kraft, die er symbolisiert, der *Komfort* aber durch die unwiderstehliche Gewalt aller Zeitbeziehungen jedem zivilisierten Lande aufgedrungen wurde. Und wer über Geringes wie Großes nachdachte, war gezwungen, sich über die *Mechanik des materiellen Lebens* Rechenschaft zu geben.

So entstanden alle die Zeitschriften mit ihren Aufsätzen über Mode, Toilette, die Theorie des Dejeuners und Soupers, die Wandlungen der Straßen, Promenaden, die Physiognomien der Stadtteile, die typischen menschlichen Verhältnisse,

Institutionen und Figuren, ob's die Grisette, die femme comme il faut, der Bourgeois (ewiges Ziel des Hohnes), die „anständige Frau", der Kommis des Luxusladens, der Büromensch oder der Künstler war, die Liebelei oder die Passion, die Leidenschaft oder die konventionelle, eheliche Verbindung. Man suchte sich Aufschluß zu schaffen über die gleichmäßig wiederkehrenden sowie über die sonderlichen Gestalten, denen man begegnete, da man begriffen hatte, daß die bunte Bewegtheit der Menge, die Balzac als erster mit ein paar Sätzen vor den Leser hinzustellen wußte, deren Schicksale er gestaltete, statt sie sentimental oder phantasievoll zu malen, von zwei Momenten bedingt ist: von der Dynamik der Milieuverhältnisse und der prägenden revolutionären Kraft des einen gewaltigen Menschen, der über das Typische hinauswächst. Die Abhängigkeit des Einzelnen von der Gesamtheit, die Macht der Zeitverhältnisse, der örtlichen Möglichkeiten wurde so stark als bestimmend gefühlt, daß man bei aller spielerischen Form fast schematisch daran ging, die typischen Figuren, die festen Umrahmungen, innerhalb deren alle Vorgänge eingeschlossen sind — bis wieder einmal die Leisten der Rahmen gesprengt werden —, die Gesetze einer Gesellschaft, die man so lange verachtet hatte, bis man ihre Tyrannei spürte, in ein System zu bringen. Ein wahrhaftig neues Verständnis für die Realitäten zwang zu diesen Phy-

siologien und Psychologien, zu jener Treue in der Mitteilung der Tatsachen —, wie, wo man ißt und sich trifft, wie die Grandseigneurs waren und die Rentiers sind, wie viel Geld man braucht, und wer ledig bleiben soll, wer sich mit der Misère des ménage à deux, à trois, à quatres abzufinden hat, — die dann eine Erbschaft aller französischen Literatur wird, selbst wo's um Dichtung, nicht um Journalismus, Gelegenheitsartikel in Blättern für die elegante Welt, mondanités geht.

Und wer fünf Seiten Balzac je gelesen hat und ihre Fülle an Mitteilungen über alles Menschliche erkannt, gar wer mehr von dem unermüdlich die Welt in seine Manuskripte einzufangen Bemühten weiß, dem muß man nicht erst erklären, *warum* er über alle die Nichtigkeiten schrieb, warum der größte Dichter die Texte zu Gavarnis Modekupfern zu schreiben der Rechte war.

So sind auch diese Feuilletons ganz wirkliche und wesentliche Teile des Lebenswerkes Balzacs. Nicht so was wie hervorgekramte Wäschezettel Goethes. Von der schönen Kommode im richtig möblierten Boudoir bis zum amüsanten Gericht, über das es schon so mancherlei Beziehungsreiches zu sagen gibt, (ein Aufsatz Balzacs über Brillat-Savarin in der Biographie Michaud wird in einem zweiten Bande folgen) stand alles, von dem er da sprach, in einer innerlichen Beziehung zu dem großen Balzac, der nicht, wie das der sonst so

kluge und unterrichtete Eloesser in einer Studie über den Dichter meint, „in seiner Zelle saß“ und schrieb, sondern homme du monde war und unermüdlich Arbeitender, Schreiber der abertausend Liebesbriefe an die „Unbekannte“ und spekulativer Verleger, nach Geld jagender Unternehmer und Amateur schöner Bibelots, Seher der gallischen Welt, voll Kraft und Energie sie heute in dicken Bänden, morgen in kleinen Feuilletons zu gestalten, – kurz einer, der sich mit den geringsten Äußerlichkeiten fashionabler Kultur beschäftigen und dazu sein Wort sagen mußte, weil keiner tiefer als er erkannt und erlebt hatte (was zwei grundverschiedne Dinge sind), wie wichtig alle und jede Existenzfunktion ist, die Spazierfahrt in Longchamps, die Plauderei einer Dame in der italienischen Oper, der Tratsch auf der Terrasse vor Tortonis Café und l'amour, la vraie amour, la grande amour. . . .

Keine Zeile steht in den Aufsätzen über das Leben der eleganten Leute, die das nicht erwiese, mag auch der Ton auf dieser oder jener Seite der des *über* dem Stoffe stehenden Ironikers sein. Denn wenn ein Dichter die Menschlein mit ihren Gesten, stereotypen Phrasen, armen Verlogenheiten und tastenden Klettereien auf der Lebensleiter so einzufangen vermag, wie dies Balzac mit seinen scharfen Augen und seinem Genie der Plastik tat, dann muß er gelegentlich lächeln beim Notieren

ihrer zitternden und hastigen, erregten oder mühsam kühlen Grimassen. Diese Kunst, die *Geste* zu geben, die Geste des Menschen, die Physiognomie einer Straße, eines Lokals, die Linie einer Lebensführung, jenes *eine* Wort, das eine Seele, wo man eine hat, ahnen läßt, ist denn auch die beste Eigenschaft dieser Silhouetten. Hier tritt eine glückliche Ähnlichkeit in Art und Stärke zutage zwischen Balzac, der schrieb, und Gavarni, der zeichnete. Uns Schreibern von Büchern, geschmückt mit hochentwickelter Illustrationstechnik, Abbildungen treu nach dem „Kodak-Leben“, ist solche Gunst versagt. Aus Gavarnis und seiner Kameraden Bilder, aus Balzacs Sätzen atmet jene Stimmung, die nur *der* hat, der mitten drin in all dem sich bewegt, nie der „Nur-Beobachtende“ ist.

Balzac saß eben nicht in der Mansarde des Poeten, bevor er große Feste schilderte. Er verachtete den Elegant nicht mehr als den Arbeiter, liebte die mondäne Frau nicht mehr als den Wucherer. Er nahm sie: Stoff, eine Welt daraus zu kneten. Und hatte keuchend, erbittert, froh, überlegen und zähneknirschend am eigenen Leibe erfahren, was die Macht des Geldes, die Bedeutung der Gesellschaft – society wäre heute das rechte Wort — ist. So konnte er seine menschliche Komödie aufschreiben, nachdem er sie erlebt hatte, in allen Variationen des Themas: als Spötter, ein paar Louis erbettelnder Schreiber, das ekle Metier

des „nur ums Geld Dichtens“ Übender, als Sammler von Spazierstöcken, Original im famosen Schlafrock und vieles noch. Bis er sich schließlich dann ins Bett legte und, trotzdem er nicht krank war, nicht mehr aufstehen wollte, die Türe seines Häuschens niemandem mehr öffnen, weil er müde war und genug gelebt hatte: als einer, der Menschen, die leben, erkannt hat und Gestalten, die von ihm erdichtet worden, ins Leben gesetzt, so daß wir sie nach Jahrzehnten erkennen, als hätte uns der liebe Gott den Schlüssel zu ihrer Natur in die Hand gegeben; aber auch als einer, der selbst tausendfältig gelebt hat. W. Fred.

BIBLIOGRAPHISCHE NOTIZ

Dieser Band enthält nur wenige jener Aufsätze, die Balzac über die Dinge des eleganten Lebens und der Mode geschrieben hat. Wenn die deutschen Leser Interesse an den Äußerungen des größten modernen französischen Schriftstellers über Kleider und Leute, Küche und Handschuhe und Krawatten zeigen werden, so wird bald ein zweiter Band folgen. So wenig das „inédit" für den Wert einer schriftstellerischen Leistung sagt — ich esse Erdbeeren sogar gerne, wenn sie schon reit sind —, in diesem Fall gestattet es die Bedeutung des Autors darauf hinzuweisen, daß die Abhandlungen in deutscher Sprache noch nicht existieren, auch in den großen französischen Ausgaben nicht enthalten sind, ja selbst ein im letzten Jahr erschienenes französisches Sammelwerk (Louis Lumet: H. de Balzac. Curiosités littéraires et pages inconnues. Paris, Bibliopolis; mit einer hier benützten bibliographischen Einleitung) nur einen Teil unserer Publikation enthält. Diese Essays, Feuilletons, „fantaisies", wie man's damals nannte, sind nur in vergilbten und seltenen Zeitschriften, Broschüren, Encyklopädien enthalten, die selbst in öffentlichen Sammlungen schwer aufzufinden sind. Manches ist auch gar nicht mit vollem Namen gezeichnet, wenn auch Fußnoten und philologische Arbeit (von Herrn v. Lovenjoul und L. Lumet) mit vollster Sicherheit Honoré de Balzac als Autor bestimmen, was übrigens jede Seite für sich und durch sich erkennen läßt.

Die Übersetzung ist fast ganz wortgetreu. Selbst wo das kleine Schwierigkeiten für den — Leser ergibt. Ich glaubte sie *so* geben zu sollen, weil es sich um Dokumente des materiellen Lebens einer entschwundenen Zeit handelt; freie Übertragungen in gleichartige Vorgänge und Ausdrücke uns naher Epochen hätten den Wert für die wirklichen Freunde solcher Darstellungen gemindert. Trotzdem wird man auch ohne Hinweise auf Einzelnes oft genug merken, wie parallel Vieles jener Jahr-

zehnte zu dem Mondänen — Wünschen und Klagen — unserer Epoche ist. Der „Traité de la vie élégante" (Physiologie des eleganten Lebens) ist in „La Mode", der bedeutendsten und künstlerischesten aller eleganten Journale jener und aller Zeiten, in Fortsetzungen (Jahrgang 1830, Bd. V) erschienen. Ebendort im 3. Bande (1830) stehen die Modeworte („Des mots à la mode"). Gavarnis prachtvolle Modekupfer sind ebenfalls Faksimile-Reproduktionen aus „La Mode". Die „Geschichte und Physiologie der Boulevards" ist zu finden in dem (1846 in Paris erschienenen) Sammelwerke „Le Diable à Paris", tome II. Die Illustrationen von Gavarni, Bertrand und Bertall sind die Wiedergaben der Originale und werden die in das Paris von heute und gestern Verliebten hoffentlich freuen. Die „Philosophie de la vie conjugale" erschien gleichfalls im „Diable à Paris" (Band I, 1845). Auch aus diesem Buche stammen die in gleichem Stil gehaltenen, aus der nämlichen Gefühlswelt geborenen Zeichnungen von Gavarni und Bertall. Diesen Aufsatz hat Balzac dann überarbeitet zu den „Petites misères de la vie conjugale", die im 18. Bande der 1855 erschienenen Oeuvres complètes, (Études analytiques) enthalten sind. Hier ist die ursprüngliche prägnante Form gegeben. Die „Femme comme il faut" erschien in einem ausgezeichneten Werke „Les français peints par eux mêmes. Encyclopédie morale du dix-neuvième siècle" (tome premier, Paris 1840).

Wir haben es für richtig gehalten, Zeichnungen von Gavarni und ihm wesensverwandten Künstlern in getreuen Wiedergaben nach diesen Werken dem Texte beizufügen. Es wäre noch zu bemerken, daß die Vorlagen einiger Blätter von Gavarni, die wir hier geben, dem „Journal des Gens du monde", (Paris 1834) von Gavarni selbst herausgegeben und nur in wenigen Nummern erschienen, entnommen sind.

Für liebenswürdige Hilfe bei der Auffindung von Texten und Bildern bin ich der Lipperheideschen Sammlung in Berlin, dieser besten und wundervoll geordneten Kollektion von Modedokumenten aller Epochen und Länder, wie sie keine

Stadt sonst besitzt, besonders Herrn Dr. Heinrich Doege verpflichtet.

Wir hoffen in den nächsten Jahren auch die meisten anderen Aufsätze Balzacs dieser Art dem deutschen Publikum mitteilen zu können. Es würden hübsche und amüsante, rare und recht eigenartige Blätter sein und — warum diesen Reiz verschweigen? — Texte und Bilder, die selbst den Franzosen sehr selten zu Augen kommen. Eine bibliographische Zusammenstellung, die auf unbedingte Vollständigkeit gar keinen Anspruch macht — Balzac war auch als Journalist unermüdlich und ärgerte sich so häufig über Herausgeber und Verleger, daß er bald da, bald dort schrieb —, mag eine Übersicht über dieses noch unveröffentlichte Material geben.

W. F.

DIE INTERESSANTESTEN AUFSÄTZE BALZACS ÜBER DAS ELEGANTE LEBEN

„Des Artistes“ „L'atelier“ „L'épicier“ „Le Charlatan“ „Etudes des moeurs par les gants“ „Physiologie de la toilette“ „De la cravate considérée en elle-même et dans son rapport avec la société et les individus“ „Des habits rembourrés „Physiologie gastronomique“	In der Zeitschrift „La Silhouette“. Herausgegeben von Victor Ratier. Jahrgang 1829/30.
„Le Cornac de Carlsruhe“ „De l'indifference en matière politique“ „Conseil des Ministres“ „Le Plaqueur“ „Une passion au collége“ „Physiologie des positions“	In der Zeitschrift „La Caricature“. Herausgegeben von Ch. Philipon. Jahrgang 1830/31.
„La grisette parvenue“ „Le dimanche d'une ouvrière“	In der Zeitschrift „Le Voleur“. Herausgegeben von Maurice Alhoy, Emil de Girardin et James Rousseau. Jahrgang 1830.
„Des salons littéraires et des mots élogieux“ „Des mots à la mode“ „La vie de chateau“ „Souvenirs soldatesques“ „Adieu“ „Les Bon-hommes“ „Nouvelle théorie du déjeuner“	In der Zeitschrift „La Mode“ Revue des Modes. Herausgegeben von Emile Girardin. 1. u. 2. Jahrgang 1830, Bd. I, III, V.

„Moeurs parisiennes, l'Usurier" „Traité de la vie élégante" „De ce qui n'est pas à la mode"	In der Zeitschrift „La Mode" Revue des Modes. Herausgegeben von Emile Girardin. 1. u. 2. Jahrgang 1830, Bd. I, III, V.
„Vie d'une femme" „Essai sur la situation du parti royaliste"	In der Zeitschrift „Le Renovateur", Revue légitimiste. Herausgegeben von Laurentie. Jahrgang 1832.
„La théorie de la démarche", erschienen in vier Aufsätzen mit dem Gesamttitel: „Variétés littéraires"	In „L'Europe littéraire". Jahrgang 1833 (15. August bis 5. Sept.)
„Brillat-Savarin"	In der „Biographie Michaud". Herausgegeben von William Duckett. Jahrgang 1835.
„La Messe de l'Athée „L'interdiction" „Le cabinet des Antiques" „Le secret de Ruggieri" „L'histoire de procés auquel a donné lieu le Lys dans la vallée"	In der „Chronique de Paris", hebdomadaire, critique politique, administrative, scientifique, littéraire, artistique et industrielle. Chefredakteure: Gustave Planche, Charles de Bernard, Th. Gautier, Charles Nodier. Zeichnungen von Daumier. Im Jahrgang 1836.
„Les petites misères de la vie conjugale"	In der Zeitschrift „La Caricature provisoire". Herausgegeben von Philipon. Jahrgang 1838.
„L'épicier" „La femme comme il faut" „Le notaire"	In „Les français peints par eux mêmes", Encyclopédie morale du dix-neuvième siècle.

„La femme de province“ „Monographie du rentier“	Hrsg. L. Curmer. Texte von Jules Janin und H. de Balzac, Leon Gozlan. Th. Gautier, Et. Arago etc. Illustrationen von Gavarni, Cranville, Charlet, Monnier.
„Peines de coeur d'une chatte anglaise, Guide-âne à l'usage des animaux qui veulent parvenir aux honneurs“ „Voyage d'un lion d'Afrique à Paris“	In „Scenes de la vie privée et publique des animaux“. Etudes de moeurs contemporaines. Hrsg. M. P. J. Stahl. Mitarbeiter: Balzac, L. Baude, P. Bernard, J. Janin, Ed. Lemoine, Charles Nodier, George Sand. Jahrg. 1842.
„Philosophie de la vie conjugale“ „Un espion à Paris“ „Une marchande à la toilette“ „Un Gaudissart de la rue Richelieu“ „Histoire et Physiologie des Boulevards“ „Traitédesexcitantsmodernes“	In „Le Diable a Paris“. Sammelwerk. Mitarbeiter: Stahl, G. Sand, Musset, A. Karr. Illustrationen von Gavarni und Bertall.
„La Physiologie de l'Employé“	Als Anhang einer Ausgabe von Brillat-Sarvarins „Physiologie du gout“ 1841 in Paris als selbständiges Buch.
„L'art de payer ses dettes par feu mon oncle etc.“ „L'art de mettre sa cravate Seize leçons par le Bon Emile de l'Empéxé etc.“	Zwei kleine Schriften ohne den Autornamen Balzac's 1827 in der Librairie universelle erschienen.

Eine Auswahl dieser Aufsätze, in der aber viel Merkwürdiges fehlt, ist in den „Oeuvres diverses“, 2 Baende, Paris bei Ollendorf, Société d'Editions litteraires et artistiques 1908 neugedruckt worden.

Physiologie des eleganten Lebens


Gavarni

Erster Teil

Allgemeine Grundsätze

Mens agitat molem.

(Virgil.)

Der Geist eines Mannes zeigt sich in seiner Art, den Spazierstock zu tragen.

Erstes Kapitel



Prolegomena

Die Zivilisation hat die Menschen nach drei großen Kategorien geordnet ..... Es wäre uns nun natürlich ganz leicht, diese Kategorien nach der Schematik des Herrn Charles Dupin in schönen Farben anschaulich zu machen. Aber da der Charlatanismus ein Widersinn in einem Werk der christlichen Philosophie, wie es das vorliegende ist, wäre, so wollen wir es uns schenken, die Malerei mit der Algebra zu vermischen, und uns dafür bemühen, die geheimsten Gesetze des eleganten Lebens so auszusprechen, daß selbst unsere Widersacher, die Leute in ausgetretenen Schuhen, uns verstehen können. Die drei großen Gruppen von Wesen, die das moderne Leben geschaffen hat, sind also:

Der Mensch, der arbeitet;
der Mensch, der denkt;
der Mensch, der nichts tut.

Daher ergeben sich dann drei Lebensformen, die umfassend genug sind, um alle Arten der Existenz

zu umschließen, angefangen von dem poetischen und ein wenig vagabundenhaften Roman des Bohêmiens bis zu der einförmigen Geschichte der konstitutionellen Könige, bei der man einschläft, nämlich:

Das Arbeitsleben;
das Künstlerleben;
das elegante Leben.

§ 1

Vom Arbeitsleben

Ach, das Arbeitsleben hat nicht viele Varianten. Wer mit seinen zehn Fingern arbeiten muß, der verzichtet auf ein eigenes menschliches Schicksal. Er ist einfach ein Mittel zum Zweck. Und bei aller Menschenfreundlichkeit man muß doch sagen: nur die Resultate der Arbeit erzwingen unsere Aufmerksamkeit und Bewunderung. Ja, der Mensch steht überall bewundernd vor einigen regelmäßig angeordneten Steinmassen; wenn er sich aber derer erinnert, die sie aufgeschichtet haben, dann hat er nur Mitleid für sie. Wenn er an den Architekten denkt, ja, dann hat er noch das Gefühl einer geistigen Kraft. Die Arbeiter aber sind für ihn doch nur so eine Art Werkzeug, und er unterscheidet sie nicht allzu genau von den Schaufeln, den Hacken, den Schubkarren.

Ist das eine Ungerechtigkeit? Nein. *Ähnlich*

wie die Dampfmaschinen erscheinen die Menschen, sind sie einmal in die Arbeitsbataillone eingeordnet, alle unter der gleichen Form und haben nichts Persönliches mehr. Der Mensch als Arbeitsinstrument ist insofern eine Art sozialer Null; man mag noch so viele solche Nullen nebeneinander setzen, sie werden niemals eine große Summe ergeben, wenn nicht noch eine andere Ziffer davorsteht.

Ein Arbeiter, ein Maurer, ein Soldat, das sind gleichartige Teile des Äußeren ein und derselben Masse, Segmente desselben Kreises, die nämlichen Werkzeuge mit verschiedenen Griffen. Sie legen sich mit dem Sonnenuntergang zu Bett und stehen mit dem Sonnenaufgang auf. Das Teil der einen ist der Hahnenschrei, der andern die Nachtwache. Des Einen eine Lederhose, zwei Ellen blaues Tuch und ein Paar Stiefel, des Andern die erstbesten gefundenen Lumpen. Alle essen das gröbste Zeug. Lehm kneten oder Menschen kneten, Bohnen ernten oder Säbelhiebe, darauf kommt es, wie immer die Zeit geht, bei allen ihren Mühen hinaus. Die Arbeit selbst aber scheint für sie ewig ein Rätsel zu bleiben, dessen Lösung sie, bis sie sterben, vergeblich suchen. Ja, ich weiß: es gibt von Zeit zu Zeit welche, deren armselige Lebensaufgabe belohnt wird durch das Glück einer kleinen Holzbank, auf die sie sich vor einer Hütte unter einen verstaubten Fliederbaum setzen dürfen, ohne fürchten zu müssen, daß von irgendwoher ein

Lakai schreit: „Fort, guter Mann, Almoesn gibt's bei uns nur am Montag."

Das Ziel des Lebens ist also für alle diese elend dahin Lebenden ein Stück Brot im Kasten, und die Eleganz, das ist eine Kommode, in der ein paar Fetzen liegen.

Der kleine Kaufmann, der Subalternoffizier, der Bürobeamte, das sind ein wenig höhere Typen des Arbeitslebens; aber auch ihre Existenz trägt noch deutlich genug den Stempel der Vulgarität. Arbeit und immer wieder Arbeit, immer die gleiche Tretmühle: nur ist der Mechanismus ein wenig komplizierter, und die Intelligenz greift, ein wenig kärglich allerdings, ein.

Der Schneider? Nein, in der Vorstellung dieser Leute ist er kein Künstler; ihnen erscheint er stets als eine lamentable Figur, bewaffnet mit der unbezahlten Rechnung. Sie mißbrauchen die Institution der angeknöpften Manschetten, sie machen sich Gewissensbisse, wenn sie sich einmal eine Laune befriedigt haben, als hätten sie ihre Gläubiger dann schon ausgeraubt; und ein Wagen — das ist für sie unter gewöhnlichen Umständen eine elende Droschke, eine Karosse aus der Remise höchstens an einem Tag, wo ein Begräbnis ist oder geheiratet wird.

Und wenn sie auch nicht wie die Taglöhner schuften, um sich für die Tage des Alters ein Dach über dem Haupt und die notwendigste Nah-

rung zu ersparen, viel weiter gehen die Hoffnungen ihres Bienenlebens nicht. Eine nicht sehr warme Stube im vierten Stock einer Vorstadtstraße, ein Kapotthut und Zwirnhandschuhe für die Frau, ein grauer Zylinder und die Tasse schwarzer Kaffee für den Mann, die Erziehung in Saint-Denis oder vielleicht das Schulgeld für die Kinder, Suppenfleisch mit Petersilie zweimal in der Woche für alle — das ist das letzte Lebensziel.

Sie sind nicht ganz Nullen, beileibe aber keine Ziffern. Man mag diese Kreaturen vielleicht Dezimalzahlen nennen.

In diesen friedlichen Gefilden ist das Leben beschlossen mit einer Pension, ein wenig Staatsrente; und die Eleganz heißt: Vorhänge mit Fransen, ein Himmelbett und Leuchter unter einem Glassturz.

Steigen wir noch ein paar Stufen auf der Leiter empor, auf der die Arbeitsmenschen klettern und sich im Gleichgewicht zu halten suchen wie die Schiffsjungen in den Masten eines großen Schiffes, so finden wir den Arzt, den Priester, den Rechtsanwalt, den Notar, den kleinen Staatsbeamten, den Kaufmann, den Großwarenhändler, den Dorfjunker und so weiter. Diese schätzenswerten Persönlichkeiten sind wundervoll vollendete mechanische Puppen, wo die Federn, Ketten, Gewichte, kurz alle Räder sorgfältig poliert, in Ordnung gebracht und geölt sind, so daß sie ihre Umdrehungen

regelrecht unter dem Glanze schöngeschmückter Hüllen vollführen. Aber auch dieses Leben ist immer das Leben einer Bewegung, in der die Gedanken weder ganz frei sind noch auch wirklich fruchtbar. Diese Herren haben Tag für Tag eine bestimmte Zahl von Umdrehungen zu machen, die auf der Agenda des Tages ihnen vorgeschrieben sind. Dieser Notizblock vertritt bei den Erwachsenen dieser Art jene Aufpasser, die sie früher in der Schule sekiert haben, und ruft ihnen in jeder Stunde immer wieder zu, daß sie die Sklaven einer vernünftigen Institution sind, die tausendmal kapriziöser und tausendmal undankbarer ist als irgendein Despot.

Wenn sie endlich in das Alter der Ruhe kommen, dann ist das Gefühl für „*fashion*“ in ihnen längst erstorben, die Zeit des eleganten Lebens ist vorbei und kommt nicht mehr zurück. Darum sieht auch der Wagen, der sie dann spazieren führt, mit seinen bespritzten Trittbrettern recht traurig aus, er schleicht wie ein altmodischer Doktorwagen. In diesen Kreisen wird der Kaschmirschal hoch geschätzt, die Frauen dieser Männer tragen Halsketten und allerlei Zierat, aber ihr Luxus ist immer mühselig zusammengekratzt. In ihren Wohnungen ist alles höchst „honett“. Und in dem Haus, in dem sie wohnen, steht vor dem Eingang: „Man bittet, die Füße gut abzuwischen“. Wenn sie in der Summe der sozialen Möglichkeiten überhaupt etwas zählen, – nun gut, sie sind die Einheiten.

Für die Parvenüs dieser Kategorie ist das Ziel des Lebens der Titel Baron, und die Eleganz ein großer, gut federnder Wagen, eine Loge in der Komischen Oper.

Aber an diesem Punkte der Skala hört das Arbeitsleben auf. Der hohe Beamte, der hohe geistliche Würdenträger, der General, der Großgrundbesitzer, der Minister und der Kammerdiener[1]) und die Fürsten gehören schon in die Kategorie der Müßiggänger; und ihr Reich ist das *elegante Leben.*

Ist man so weit bei dieser traurigen Sektion des sozialen Organismus gekommen und ist ein Philosoph, dann empfindet man so viel Ekel vor den Vorurteilen, die die Menschen zwingen aneinander vorbeizuschleichen, einander meidend wie die Nattern, daß man sich Luft machen muß und sagen: Ich habe ja dieses Volk nicht zu meinem Vergnügen so, wie es ist, erschaffen, ich nehme es hin, wie es einmal ist.

Diese Einteilung der Gesellschaft als Masse muß helfen, die ersten Axiome aufzustellen, die wir ungefähr so formulieren möchten:

I

Das Endziel des unzivilisierten wie des zivilisierten Lebens ist die Ruhe.

1) Der Kammerdiener ist eine Art von Bagage im eleganten Leben.

II

Die absolute Ruhe bringt den Spleen mit sich.

III

Das elegante Leben ist, nimmt man das Wort nur weit genug, die Kunst, die Ruhe zu beleben.

IV

Der Mensch, der einmal an die Arbeit gewöhnt ist, kann das elegante Leben nie erfassen.

V

Zusatz. Um *fashionable* zu sein, muß man in der Lage sein, die Ruhe zu genießen, ohne vorher gearbeitet zu haben. Anders ausgedrückt: einen Haupttreffer machen, der Sohn eines Millionärs sein oder ein Prinz, eine Sinekure haben oder es verstehen, Ämter und Würden zu häufen.

§ 2

Das Künstlerleben

Der Künstler ist die Ausnahme. Sein Müßiggang ist Arbeit, seine Arbeit Erholung. Er ist elegant oder nachlässig, wie's gerade kommt. Er zieht nach seinem Belieben die Arbeiterbluse an oder entschließt sich zu dem Frack, den der Weltmann trägt. Er beugt sich nicht den Gesetzen, er

zwingt sie den Menschen auf. Ob er sich damit beschäftigt, nichts zu tun oder ein Meisterwerk erwägt, ohne dabei beschäftigt zu scheinen, ob er, meinetwegen mit einem Stück Holz, ein Pferd lenkt oder mit großen Zügeln die vier Pferde einer Britschka, ob er keine fünfundzwanzig Centimes in der Tasche hat oder das Gold mit vollen Händen von sich wirft, — er ist immer der Ausdruck eines großen Gedankens und beherrscht die Gesellschaft.

Als M. Peel zum Grafen Chateaubriand ins Zimmer trat, fand er ein Arbeitszimmer, in dem alle Möbel aus Eichenholz waren. Der Gesandte, der dreißigfacher Millionär war, spürte sofort, daß alle goldenen und silbernen, noch so massiven Möbel, die England besitzt, an dieser Einfachheit gemessen, gar nichts mehr bedeuteten.

Der Künstler ist immer groß. Er hat seine eigene Eleganz und sein eigenes Leben, denn alles an ihm zeigt den Reflex seiner Geisteskräfte und seines Ruhmes. Soviel Künstler es gibt, so viel Leben gibt es, die von neuen Ideen durchsetzt sind. In ihrer Existenz hat die *fashion* keine Macht: diese ungezähmten Wesen ändern alles nach ihrem Geschmack. Wenn sie sich einer Pagode bemächtigen, dann tun sie das, um sie eben nach ihrem Sinn zu ändern. Aus dieser Lehre ergibt sich ein Aphorisma von Gültigkeit für ganz Europa:

VI

Ein Künstler lebt wie er mag, oder.... wie er eben kann.

§ 3

Über das elegante Leben

Wenn wir es hier unterließen zu definieren, was das elegante Leben ist, wäre diese Abhandlung wahrhaftig ärmlich. Eine Abhandlung ohne Definition ist wie ein Colonel, dem man beide Beine amputiert hat: er kann nur noch so dahinwackeln. Definieren heißt abkürzen; gut, kürzen wir also ab.

Definitionen:

Das elegante Leben ist die Vollendung des äußeren, des materiellen Lebens.

Oder:

Die Wissenschaft, die uns lehrt, nichts so zu tun wie die Andern, während wir doch alles so wie sie zu tun scheinen.

Aber vielleicht könnte man es noch besser so sagen:

Die Entwicklung der Grazie und des Geschmacks in allem, was uns gehört und uns umgibt.

Oder noch ein wenig logischer:

Aus seinem Besitz ein Verdienst machen.

Unser hochgeehrter Freund E. de G....[1]) würde es so sagen:

Noblesse in allen Dingen.

Herr P. T. Smith:

Das elegante Leben ist das befruchtende Prinzip der Industrie.

Der pädagogische Herr Jacotot würde sagen:

Eine Abhandlung über das elegante Leben ist unnötig, denn die findet man ja schon im „Telemach". (Siehe „La Constitution de Salente".)

Wenn wir auf Cousin hören, da bewegen wir uns schon in gebildeten Sphären:

„L'exercice de la raison, nécessairement accompagné de celui des sens, de l'imagination et du coeur, qui, se mêlant aux institutions primitives, aux illuminations immédiates de l'animalisme, va teignant la vie de ses couleurs." (Bitte, sehen Sie nur auf Seite 44 des „Cours de l'histoire de la Philosophie" nach, ob das Wort „elegantes Leben" nicht wirklich die Auflösung für diesen Rebus ist!)

Nach der Lehre Saint-Simon's:

Das elegante Leben ist die größte Krankheit, von der der soziale Organismus ergriffen werden kann, nach dem Grundsatz: „Jeder große Besitz ist Raub."

Nach Herrn Chodruc [2]):

1) Emile de Girardin.

2) Chodruc-Duclos, Pariser Original der Zeit. Er liebte es, in Lumpen herumzugehen und schrieb Bücher.

Das elegante Leben ist ein jämmerliches Gemisch von Frivolität und eitlem Geschwätz.

Ja, es ist ganz recht so; das elegante Leben stimmt ungefähr zu allen diesen Definitionen, die Paraphrasen unseres Aphorismas III sind; aber es schließt noch bei weitem tiefere Probleme in sich ein, und um unserem System der *Abkürzung* treu zu bleiben, wollen wir versuchen, diese Probleme hier zu entwickeln.

Ein Volk von lauter reichen Leuten ist eine politische Utopie, die niemals in die Wirklichkeit umzusetzen ist. Eine Nation setzt sich notwendigerweise aus Leuten zusammen, die produzieren, und Leuten, die konsumieren. Wie es kommt, daß jener, der säet, pflanzt, begießt, erntet, gerade der ist, der am wenigsten zu essen hat? Ja, dieses Resultat ist ein Geheimnis. Man kann es aber leicht genug entschleiern; trotzdem es noch immer Leute genug gibt, die es für den geheimnisvollen Willen der Vorsehung halten. Und wir werden die Lösung dieses Rätsels vielleicht später geben, wenn wir ans Ende des Weges gelangt sind, den die Menschheit bisher zurückgelegt hat. Hier wollen wir, selbst auf die Gefahr hin, daß man uns Aristokraten schimpft, offen heraussagen, daß der Mensch, der ganz unten auf der Rangliste der Gesellschaft steht, ebensowenig von Gott Rechenschaft über sein Schicksal verlangen darf wie eine Auster über den Sinn ihrer Existenz.

Diese Aufklärung, die ebenso philosophischer wie christlicher Natur ist, wird ohne Zweifel die Frage für alle jene Menschen klären, die ein wenig über das Wesen konstitutioneller Verfassungen nachdenken. Und da wir ja nicht für andere sprechen, so können wir ruhig weitergehen.

Solange Gesellschaftsformen existieren, war also der Staat naturgemäß und notwendigerweise eine Art Rückversicherungsvertrag, geschlossen zwischen den Reichen gegen die Armen. Der innere Kampf, der die Folge dieser brüderlichen Teilung war, hat in allen zivilisierten Menschen eine umfassende Gier nach Besitz, den einfachsten Ausdruck menschlichen Ehrgeizes, entzündet. Denn aus der Lust, nicht zu der leidenden und geplagten Klasse zu gehören, erwuchsen: Noblesse, Aristokratie, Klassenunterschiede, die Höflinge, die Courtisanen und so weiter.

Aber diese Art von Fieber, die den Menschen dahin bringt, überall sozusagen Kletterstangen zu sehen und sich zu kränken, wenn man nicht ganz hoch oben auf ihnen hockt, hat naturgemäß die Selbstsucht und den Eigennutz des Menschen ganz maßlos entwickelt und sie zur Eitelkeit gezwungen. Und da schließlich die Eitelkeit ja nur die Kunst ist, am Wochentag so auszusehen, als wäre es Sonntag, hat jeder Mensch die Notwendigkeit empfunden, irgendwie, gleichsam als eine Musterprobe seiner Gewalt, ein Abzeichen zu

tragen, das die Vorbeigehenden darüber aufklären soll, auf welchem Platz der Kletterstange, auf der die Könige hoch oben sitzen, er hockt. So sind die Wappen, Uniformen, Mützen, die langen gelockten Haare, die roten Absätze der Schuhe Adeliger, die Bischofsmützen, die Ehrenplätze in der Kirche, der Weihrauch für die Nase, die Orden, die Bänder, die Diademe, die „mouches“, das Rot, die Ehrenkränze, die Schnabelschuhe, die imposanten Kopfbedeckungen der hohen Beamten, die Talare, der Hermelinbesatz, der Purpur, die Sporen etc. etc. mit der Zeit gewissermaßen äußere Zeichen geworden, die anzeigen, wieviel oder wie wenig Ruhe sich ein Mensch gönnen kann, ob er sich mehr oder weniger Launen zu leisten das Recht hat, er mehr oder weniger Menschen, Geld, Gedanken, Würden anzuhäufen vermochte. Und jeder Passant konnte mit einem Blick den Müßigen vom Arbeiter unterscheiden, die Ziffer von der Null.

Da kam mit einem Mal die Revolution und nahm mit mächtiger Hand diese ganze Garderobe, die vierzehn Jahrhunderte zusammen getragen hatten, machte aus ihr im Kurse gesunkenes Papiergeld und führte so eines der unglücklichsten Schicksale herbei, das je über eine Nation gekommen ist. Die Arbeitsmenschen wollten nicht mehr allein arbeiten. Sie hatten es sich in den Kopf gesetzt, Arbeit und Gewinn gleichmäßig zu teilen mit den unglücklichen Reichen, die nichts anderes konnten,

als ihren Müßiggang genießen. Die ganze Welt hat diesem Kampf zugeschaut und hat gemerkt, daß dieselben Leute, die sich am meisten über dieses System aufgeregt hatten, es dann mißachteten, es für gefährlich, unerträglich, unbequem und absurd erklärten, als sie selbst aus Arbeitern zu Müßiggängern wurden.

Und in der Tat, von dem Augenblick an begann die Gesellschaft sich wieder zu festigen, fing auch an sich wieder zu „baronisieren", zu adeln, mit Orden zu schmücken, und die Reiherfedern bekamen die Bestimmung, dem armen Volke das mitzuteilen, was früher die heraldischen Ornamente ihnen gesagt hatten: Vade retro, Satanas! . . . Marsch zurück, Philister! . . . Frankreich, dieses so eminent philosophische Land, hat durch diesen letzten Versuch auf experimentellem Wege herausbekommen, wie gut, nützlich und sicher das alte System, nach dem sich die Völker zusammensetzten, war, und wir kamen denn auch mit der gütigen Hilfe von etwas Militär zu diesem System zurück, auf Grund dessen schon die Dreieinigkeit in dieser elendesten aller Welten Berge und Täler, hohe Eichen und niederes Gesträuch eingesetzt hat.

Im Jahre der Gnade 1804, ebenso wie im Jahre MCXX ist eben erkannt worden, daß es unendlich angenehm für einen Mann oder eine Frau ist, auf seine Mitbürger blicken und sich sagen zu dürfen: „Ich stehe über ihnen, ich puffe sie, ich begön-

nere sie, ich regiere sie, und — überdies sieht jedermann, daß ich sie lenke, daß ich sie begönnere, daß ich sie puffe. Denn ein Mann, der pufft, ein Mann, der beherrscht und die andern lenkt, redet, ißt, geht, trinkt, schläft, hustet, zieht sich anders an, amüsiert sich anders als die Leute, die gepufft werden, die protegiert werden und die beherrscht werden.

Und so ist das elegante Leben geboren worden!...

Und das elegante Leben kam zu neuen Ehren, leuchtete funkelnagelneu, ganz alt und ganz jung, ganz stolz, ganz frech, von allen Leuten anerkannt, verbessert, vergrößert und wieder zu Recht und Macht gebracht von diesem so wunderbar moralischen, religiösen, monarchischen, literarischen, konstitutionellen und egoistischen Ausruf: „Ich puffe, ich protegiere, ich . . . und so weiter!"

Denn die Prinzipien, nach denen die Menschen, die Talent, Macht oder Geld haben, sich benehmen, nach denen sie überhaupt leben, werden niemals jenen ähnlich sehen, die für die vulgäre Menschheit gelten.

Und kein Mensch will vulgär sein.

Das elegante Leben ist also im wesentlichen die Wissenschaft von den guten Manieren.

Ich glaube, die Frage ist jetzt genügend abgekürzt und genau so subtil gestellt, als wenn der Herr Graf Ravez, der Präsident der Kammer, sie dem ersten Hause vorgelegt hätte.

—

Aber bei welchem Stande fängt denn eigentlich das elegante Leben an? Und eine Frage: sind auch alle Müßiggänger fähig, nach seinen Gesetzen zu leben?

Ich gebe hier zwei Aphorismen, die alle Zweifel aus der Welt schaffen müssen und als Ausgangspunkt dieser — man zweifle nicht daran — *fashionablen* Überlegungen zu gelten haben:

VII

Für das elegante Leben kommt als vollständiges Menschenexemplar nur der Centaur in Betracht, nämlich: der Mann, der im Wagen sitzt.

VIII

Es genügt nicht, reich geworden oder reich geboren zu sein, um ein elegantes Leben zu führen: man muß auch das *Gefühl dafür* haben. „Stell dich nicht wie ein Prinz an," hat schon vor uns Solon gesagt, „wenn du nicht gelernt hast, ein Prinz zu sein."



Gavarni

Zweites Kapitel

Vom Gefühl des eleganten Lebens

Nur das vollkommene Zusammenwirken aller fortschrittlichen Kräfte kann das *Gefühl vom eleganten Leben* ergeben. Denn diese Art zu leben ist der Ausdruck aller der Beziehungen und Bedürfnisse, die neu erschaffen worden sind von einer jungen, aber schon recht kräftigen Organisation. Will man sich also eine Vorstellung von diesem Gefühl machen und dahin kommen, daß alle Welt es annimmt, so ist es notwendig, zuerst den ursächlichen Zusammenhang zu untersuchen; wie nämlich aus der revolutionären Bewegung heraus das elegante Leben erblüht ist. Früher gab es ja nichts, was man so hätte nennen können.

Ja, es ist so. Einstens lebte der Edelmann auf seine Art und blieb immer ein Wesen für sich. Aber die Manieren des Höflings ersetzten innerhalb dieses Volkes von Menschen mit roten Stöckeln an den Schuhen die Richtlinien unseres fashionablen Lebens. Dazu datiert der höfische Ton erst aus der Zeit der Katharina von Medici.

Unsere zwei italienischen Königinnen waren es, die in Frankreich das Raffinement des Luxus, die Grazie der Manieren und alle Herrlichkeiten der Toilette heimisch machten. Das Werk, das Katha-

rina begann, als sie die Etikette einführte (man lese darüber ihre Briefe an Karl IX!) und den Thron mit intellektuellen Menschen umgab, wurde von den spanischen Königinnen dann fortgesetzt; und diese Macht war stark genug, um den Hof von Frankreich zum maßgebenden Schiedsrichter der Eleganz und Behüter aller jemals von Mauren oder Türken erfundenen Vornehmheiten zu machen.

Trotz allem – bis zur Regierung Ludwigs XV. verrät sich der Unterschied zwischen dem Hofmann und dem Edelmann höchstens durch ein etwas teureres Gewand, durch mehr oder weniger ausgeschnittene Schuhe, eine Halskrause, eine etwas mehr oder weniger parfümierte Coiffüre und mehr oder weniger neue Worte. Dieser ganz persönliche Luxus war niemals vervollkommnet worden durch eine Einheitlichkeit in der ganzen Existenz. Hunderttausend Ecus, einmal verschwenderisch für eine Ausstattung, eine Equipage ausgegeben, genügten dann fürs ganze Leben. Späterhin konnte sich dann ein Landedelmann schlecht anziehen und dabei eines jener wunderbaren Bauwerke aufzuführen wissen, die heute unsere Bewunderung herausfordern, aber ebensogut auch die Verzweiflung moderner Vermögen, während ein reich gekleideter Hofmann sehr in Verlegenheit war, wenn er auch nur zwei Damen bei sich empfangen sollte. Ein Salzfaß von Benvenuto Cellini wurde um den Preis, der das ganze Löse-

geld eines Königs ausmachte, gekauft und stand dann auf einem Tisch, um den rohe Bänke herumstanden.

Wenn wir uns nun vom materiellen Leben zum moralischen wenden: ein Edelmann konnte Schulden machen, konnte in den Wirtshäusern herumleben, er brauchte weder schreiben noch lesen zu können, er durfte Dummheiten sagen — er blieb ein Edelmann. Der Henker und das Gesetz unterschieden ihn trotzdem immer noch von allen Exemplaren des Herrn Jaques Bonhomme (dieses wundervollsten aller Typen des arbeitsamen Menschen); denn man schnitt ihm den Kopf ab statt ihn aufzuhängen. Man hätte sagen können, er ist der civis romanus in Frankreich: denn die übrigen *Gaulois*[1]), förmlich Sklaven, galten gar nichts.

Diese Lehre wurde so gut bis ins Letzte hinein begriffen und empfunden, daß eine Frau von Adel sich vor ihren Bedienten anzog, als wären sie Rinder, daß sie sich nicht entehrte, wenn sie das Geld von *Bürgern* einfach wegstahl (man lese darüber die Unterhaltungen der Herzogin von Tallard im letzten Werke von Barrière), daß die Gräfin von Egmont nicht glaubte, ihrem Mann untreu zu sein, wenn sie einen Lumpen liebte; und Madame de Chaulnes versicherte: eine Herzogin habe für einen Plebejer überhaupt kein Alter, und der Herr Joly de Fleury handelte also nur logisch, als er die zwanzig

1) Gentilhomme, das sollte sagen: der wirkliche Mann der Nation: gentis homo.

Millionen Steuerzahler als eine quantité negligeable innerhalb des Staates ansah.

Heute stellen die Edelleute vom Jahre 1804 oder MCXX nichts mehr vor. Die Revolution war nichts anderes als ein Kreuzzug gegen die privilegierten Klassen, und ihr Amt war nicht vergeblich. Wenn auch die erste Kammer der Pairs, dieser letzte Fetzen erblicher Vorrechte, eine Grundbesitzer-Oligarchie zeugt, — sie wird niemals eine Aristokratie schaffen, die sich gegen alles andere mit heftigen Rechten sträuben kann. Aber trotz dieser ganz deutlichen Besserung, die die soziale Ordnung durch die Bewegung des Jahres 1789 erfahren hat, — das notwendig ungerechte Verhältnis, das die Ungleichheit der Vermögen ergibt, hat sich unter immer neuen Formen immer wieder ergeben müssen. Haben wir nicht zum Tausch für eine lächerliche und herabgekommene Feudalität nun die dreifache Aristokratie des Geldes, der Macht und des Talentes? So berechtigt die auch ist, sie bürdet immerhin dem Volke ein ungeheures Gewicht auf durch das Patriziat der Banken, des Bureaukratismus und der öffentlichen Meinung, die von den Zeitungen oder den Rednerbühnen, diesen Sprungbrettern aller Leute von Talent, gemacht wird.

Darum hat Frankreich, wenn es auch eine verlogene politische Gleichheit durch seine Rückkehr zur konstitutionellen Monarchie von sich geworfen

hat, doch das Übel nur verallgemeinert: denn wir sind eine Demokratie reicher Leute. Geben wir es nur zu: der große Kampf des achtzehnten Jahrhunderts war ein eigenartiger und merkwürdiger Streit zwischen dem dritten Stande und den höheren. Das Volk war nur die Hilfskraft der Geschickteren. So gibt es auch im Oktober 1830 nur zwei Arten von Menschen: die Reichen und die Armen, die Leute, die im Wagen fahren, und die Leute, die zu Fuß gehen, jene, die das Recht, müßig gehen zu dürfen, schon bezahlt haben, und die, die erst darum kämpfen. Die Gesellschaftsformen sind verschieden, aber der Sinn bleibt der gleiche. Die Menschen danken immer noch die Freuden des Lebens und die Macht dem Glück, das früher die Edelleute geschaffen hat; das Talent ist ja ebenso ein Glück der physischen Organisation, wie das ererbte Vermögen ein Glück der Geburt ist.

Der Müßiggänger wird immer seinesgleichen beherrschen; nachdem er die Dinge nach ihrem Wesen befragt hat und dessen müde geworden ist, verspürt er die Lust, *mit den Menschen zu spielen*. Mehr noch: der, dessen Existenz gesichert ist, und der deshalb studieren, untersuchen, vergleichen kann, der Reiche also, wird immer das dem Menschen innewohnende Machtbedürfnis zu den Zwecken seiner Intelligenz gebrauchen. So garantiert ihm also die dreifache Macht von Zeit, Geld und Talent das Monopol der Herrschaft.

Denn der Mensch, bewaffnet mit der Kraft des Gedankens, hat den gewappneten Ritter im Eisenpanzer verdrängt. Das Übel hat an Kraft verloren, indem es sich verbreitet hat. Die Intelligenz ist der Brennpunkt unserer Zivilisation geworden; und das ist der Fortschritt, der mit dem Blute unserer Väter erkauft worden ist.

Die Aristokratie und die Bourgeoisie werden ihre Kräfte und Wirkungen vereinen: die eine wird die Traditionen der Eleganz, des guten Geschmacks, der Staatskunst, die andere ihre wunderbaren Eroberungen in Kunst und Wissenschaft wirken lassen. Dann werden die beiden an der Spitze des Volkes stehen und es auf dem Wege der Zivilisation und des Lichtes weiterführen.

Aber die Fürsten der Gedanken, der Macht oder der Industrie, die diese neue und erweiterte Kaste bilden, werden nicht weniger als die Edelleute der früheren Zeit ein unwiderstehliches Gelüste empfinden, ihren Grad an Macht öffentlich zu zeigen. Auch heute noch strengt das soziale Individuum sein Genie an, um deutlich erkennbare Unterscheidungszeichen zu finden, die den Einzelnen aus der großen Masse herausheben. Dieses Gefühl ist zweifellos ein instinktives Bedürfnis der Seele, eine Art von Durst; denn selbst der Wilde hat seine Federn, seine Tätowierung, seine spielerisch bearbeiteten Bogen, seine Kauris, und er kämpft um Glasperlen. Nun, da das neun-

zehnte Jahrhundert vorrückt, geleitet von einem Gedanken, dessen letzter Sinn es ist, die Ausbeutung des Menschen durch die Intelligenz an die Stelle der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen zu setzen[1]), so wird die konstante Ausbreitung unserer höheren Kultur auch dem Einflusse dieses hohen philosophischen Satzes unterliegen müssen, und es wird sich weniger um die Materie handeln als um die Seele.

Gestern noch leierten die Franken ohne Rüstung und Waffen, ein schwaches und degeneriertes Volk,

1) Diese „*metaphysische*" Terminologie des „letzten Fortschrittes", den der Mensch gemacht hat, kann auch dazu dienen, die Struktur der heutigen Gesellschaft zu erklären und die Gründe zu geben für jene Phänomene, die das individuelle Dasein zeigt. Da das Arbeitsleben immer eine Ausnützung der Materie durch den Menschen darstellt oder eine Ausnützung des Menschen wiederum durch den Menschen, das *Künstlerleben* aber und das *elegante Leben* als Grundlage immer die Ausnützung des Menschen durch den Gedanken haben, so ist es, wenn man diese Formen auf das Mehr oder Weniger an Intelligenz, das in der menschlichen Arbeit entwickelt wird, anwendet, leicht den Unterschied der Vermögen zu erklären. Tatsächlich entspricht in der Politik wie in der Finanz wie in der Mechanik das Resultat immer der Größe der Mittel, mit denen es angestrebt wird. Quod erat demonstrandum.

Wird uns nun dieses System eines Tages alle zu Millionären machen? Ich glaube es nicht. Trotz dem Erfolge des Herrn Jacotot ist es ein Irrtum zu glauben, daß die Intelligenzen alle gleich sind. Sie können es nicht sein, es sei denn, es gäbe eine Gleichheit der Kraft, der Übung und der Vervollkommnung,

das Ritual einer toten Religion ab und hoben die Fahnen einer längst erblaßten Macht in die Höhe. Heute kann jeder, der nach oben will, sich auf seine eigene Stärke stützen.

Nun werden die Müßigen nicht mehr Götzen sein, sondern wahrhaftig Götter, und die Bedeutung unseres Vermögens wird davon abhängen, was wir mit ihm *anfangen*. Der Beweis unserer individuellen Ausbildung wird zu finden sein in der Gesammtform unseres Lebens. Denn Fürsten und Völker müssen endlich begreifen, daß das überdeutlichste und heftigste Zeichen die wahre Macht nicht ersetzen kann. Soll ich dieses System durch ein Bild erläutern, so will ich sagen: es stehen nicht mehr drei Standbilder von Napoleon, die ihn im kaiserlichen Gewand zeigen, überall sehen wir ihn gekleidet in seine geringe, grüne

die in den Organen aber nicht zu finden ist. Besonders bei den zivilisierten Menschen sind ja kaum zwei Organisationen zu finden, die man homogen nennen könnte. Diese Tatsache von ungeheurer Bedeutung zeigt, daß Sterne vielleicht recht hatte, wenn er die Kunst der Geburtshilfe vor alle andern Wissenschaften und Lehren der Weltweisheit setzte. Es wird also immer Reiche und Arme geben; nur wird, da die höheren Intelligenzen jetzt auf dem Wege des Fortschrittes sind, der durchschnittliche Wohlstand der Menge größer; was die Geschichte der Zivilisation seit dem sechzehnten Jahrhundert erweist, seit jenem Augenblick, wo das Denken den Sieg über alles davongetragen hat, eine Tatsache, die in Europa dem Einflusse Bacons, Descartes und Bayles zuzuschreiben war.

Uniform, auf dem Kopf den Dreispitz, die Arme über der Brust verschränkt. Er ist nur poetisch und nur wahr *ohne* den kaiserlichen Firlefanz. Als seine Feinde ihn von diesen Säulen hinunterstürzten, haben sie ihn nur in die Höhe gehoben. Ohne das äußere Kleid des Königtums ist Napoleon ins Unendliche gewachsen; er ist das Symbol seines Zeitalters, der Gedanke der Zukunft. Der mächtige Mann ist immer einfach und gelassen.

Von dem Augenblick an, wo zwei Pfund pergamentene Ahnenbriefe nicht mehr alles bedeuten, der natürliche Sohn eines millionenreichen Bademeisters und ein Mann von Talent dasselbe Recht hat wie der Sohn eines Grafen, können wir voneinander nur noch unterschieden werden durch unseren *inneren* Wert. So müssen in unserer Gesellschaft die groben Klassenunterschiede verschwinden, es gibt nur noch Nüancen; und darum bildet die Kunst des Lebens, die Eleganz der Manieren, jenes „*je ne sais quoi*“, das die Frucht einer vollkommenen Erziehung ist, die einzige Barrière, die den Müßiggänger von dem Arbeitsmenschen trennt. Wenn es überhaupt noch ein Privileg gibt, ist es die moralische Überlegenheit. Daher kommt es, daß die meisten Leute jetzt der Erziehung, der Bildung, der Reinheit der Sprache, der Grazie der Haltung, der mehr oder weniger sicheren Art, seine Kleider zu tragen, der feinen Ausstattung

der Gemächer, kurz, der ganzen Vervollkommnung des persönlichen Lebens so viel Wert beimessen. Prägen wir denn nicht unsere Sitten, unsere Gedanken allem, was uns umgibt und uns gehört, auf? „Sprich, geh' spazieren, iß, zieh dich an, und ich werde dir sagen, wer du bist!" — das ist das Sprichwort, das jenes alte ersetzt hat, das ein Ausdruck höfischen Lebens, eine Folge der Adelsprivilegien war. Heute ist eine Existenz wie die des Marschalls Richelieu unmöglich. Ein Pair von Frankreich, ja, sogar ein Fürst, riskierte viel tiefer zu sinken als ein Mann, der nur hundert Sous Steuer zahlt, wenn er nicht in allem auf sein Tun Obacht gibt. Denn es ist niemandem mehr gestattet, unverschämt oder wüst zu sein. Alle Dinge sind von den Gedanken durchsetzt worden, und immer mehr sind darum alle Einzelheiten unseres Lebens verfeinert, sind reiner und größer geworden.

Das ist die leise geneigte, aber immerhin schiefe Ebene, über die der Christianismus unserer Revolution den Polytheismus der Feudalität hinabgestürzt hat; das ist die Art, wie ein aufrichtiges Gefühl alle äußeren und wechselnden Zeichen der Macht durchdrungen hat. Und da sind wir wieder an dem Punkt, von dem wir ausgegangen sind: Wir sind bei der Bewunderung, der Anbetung des goldenen Kalbes. Nur — das Götzenbild spricht, geht, denkt, mit einem Wort,

es ist ein Riese. Und der brave Philister Jaques Bonhomme ist für geraume Zeit in Frankreich ausgeschaltet. Eine Revolution der Plebs ist heute unmöglich. Wenn auch einige Könige vielleicht noch ihre Köpfe werden lassen müssen, so wird das die Folge der kalten Verachtung der Intelligenz sein, wie das eben auch in Frankreich der Fall war.

Um sein Leben durch Eleganz zu steigern, genügt es heute nicht mehr, von Adel zu sein oder den Haupttreffer in einer der von *Menschen* veranstalteten Lotterien zu gewinnen: man muß auch Talent haben und zwar jene undefinierbare Fähigkeit, die man vielleicht den *Geist der Nerven* nennen könnte. Diese Kraft befähigt uns immer, die wirklich schönen oder guten Dinge herauszufinden, zu wählen, die Dinge, deren Gesamtheit mit unserer Physiognomie und unserem Schicksal übereinstimmen. Sie ist der Ausdruck jenes vollkommenen Taktes, dessen stete Übung uns allein die wesentlichen Beziehungen kennen lehrt, die Folgen alles Tuns vorauszusehen hilft, den richtigen Platz und die Tragweite der Dinge, der Worte, der Ideen, der Persönlichkeiten erkennen läßt. Um es nun kurz zusammenzufassen:

Das Prinzip des eleganten Lebens ist ein hoher Sinn für Ordnung und Harmonie, bestimmt, allen Dingen Poesie zu leihen. Und darum stehe hier das Aphorisma:

IX

Ein Mann mag reich werden; elegant wird er geboren.

Gestützt auf diese Grundlagen, angesehen von dieser Höhe, ist eine solche Lebensform nicht mehr eine flüchtige Vergnüglichkeit, ein hohles Wort, verachtet von den denkenden Menschen wie eine Zeitung, die man durchgelesen hat. Im Gegenteil: das elegante Leben ist aufgebaut auf der Grundlage der strengen Erkenntnisse der sozialen Ordnung. Es ist ja die Essenz der Sitten und Gebräuche aller feiner organisierten Menschen, die es verstehen, ein Vermögen zu genießen, und denen das Volk ihren Vorrang verzeiht, dankbar für die Wohltaten, die ihr leuchtender Geist ausstreut. Das elegante Leben ist der Ausdruck aller Fortschritte, die ein Land macht, da es ja alle Arten des Luxus in sich begreift.

Und schließlich, wenn es so das Anzeichen einer vervollkommneten Natur ist, muß da nicht jeder Mensch wünschen, es (immer: das elegante Leben) in seinen Einzelheiten zu studieren, auf sein Geheimnis zu kommen?

Es ist also keine gleichgültige Angelegenheit, ob man die flüchtigen Vorschriften der Mode verachtet oder übt; denn mens molem agitat. Der Geist eines Mannes läßt sich ahnen aus der Art, wie er seinen Stock trägt. Die alten Mittel, die Stände zu unterscheiden, sind niedrig, elend ge-

worden, sterben an ihrer Gemeinheit; aber es gibt eine Macht, stark genug, um neue zu schaffen, nämlich die *öffentliche Meinung*. Nun, die Mode war nie etwas anderes als: die öffentliche Meinung in Sachen des Kostüms. Da das Costüm das kräftigste aller Symbole war, so war die Revolution auch eine Sache der Mode, ein Kampf zwischen der Seide und dem Tuch. Heute aber beschränkt sich die *Mode* nicht mehr allein auf den Luxus der persönlichen Kleidung. Alle Dinge unserer materiellen Existenz haben sich, da sie Objekt des allgemeinen Fortschrittes waren, unendlich entwickelt. Es gibt nicht ein einziges unserer Bedürfnisse mehr, das nicht seine Bedeutung im Leben hätte; und unser animalisches Leben hat tausendfältige Beziehungen mit der Universalität der menschlichen Kenntnisse. Übrigens, da die Mode die Gesetze der Eleganz diktiert, schließt sie ja alle Künste in sich ein. Sie ist ebenso die Grundlage der großen Schöpfungen wie jeglicher Arbeit. Ist sie nicht der Stempel, den eine einmütige Zustimmung auf jede neue Entdeckung drückt, jeder Erfindung aufprägt, die den Wohlstand des Menschen steigern kann? Bildet sie nicht die — übrigens auch immer einträgliche — Belohnung, den Verdienst — in jeder Hinsicht —, der dem Genie wird? Sie nimmt den Fortschritt freundlich auf, erweist seine Kraft und stellt sich so an die Tête der Bewe-

gung. Sie macht die Revolutionen in der Musik, der Literatur, der Zeichenkunst und der Baukunst. Eine Abhandlung über das elegante Leben ist also eine Zusammenfassung jener unabänderlichen Prinzipien, die den Ausdruck unserer Gedanken durch das äußerliche Leben bestimmt, gewissermaßen also die Metaphysik der Dinge.

Drittes Kapitel

Plan dieser Abhandlung

Ich komme von Pierrefond zurück, wo ich meinen Onkel besucht habe. Er ist reich, er hat Pferde, er hat nur keine Ahnung davon, was eine korrekte Livree, ein Groom, eine Britschka ist, und er fährt noch immer in seinem alten, rüttelnden Landwagen herum.

„Ach was", schreit mit einem Male unser ehrenwerter Freund L. M. und legt seine Pfeife zwischen die Arme einer Gipsvenus, die seinen Kamin schmückt. „Ach Gott, wenn es sich um die Menschen als Masse handelt, da gibt es das Völkerrecht; wenn es sich um unsere Nation handelt, das Staatsgesetz; um unsere Interessen das Civilgesetz; um Streitigkeiten, die Prozeßordnung; um unsere Freiheit, das Polizeigesetz. Geht es um unsere Ausschweifungen, das Strafgesetz; um unsere Industrie, das Handelsgesetz; um unseren Grundbesitz, das Ackerbaugesetz; um unsere Neger, das Negergesetz; um unsere Wälder, das Forstgesetz; um die Schiffchen unter unserer Flagge, das Seegesetz; kurz, wir haben alles in schöne Formeln gebracht, angefangen von der Hoftrauer, der Menge Tränen, die wir um einen Onkel, einen König, einen

Cousin zu weinen haben bis zu dem Leben und der Schrittart eines Escadronpferdes."

„Nun also, was wollen Sie?" fragt ihn E. von G., der nicht gemerkt hatte, daß unser ehrenwerter Freund nur eben Atem schöpfte.

„Nun also", antwortet er, „als diese Gesetze alle gemacht worden sind, hatte weiß Gott was für Epizootie (er wollte nämlich Epidemie sagen) die Schmierer ergriffen, und wir sind förmlich mit Gesetzen überschwemmt worden. Die Höflichkeit, die Feinschmeckerei, das Theater, die ehrenwerten Leute, die Frauen, die Schadloshaltung, die Ackerbauer, die Verwaltung, alles hat schon sein eigenes Gesetz. Und die weise Lehre Saint Simon's beherrscht diesen Ozean von Werken, weil man behauptet, daß die codification (bitte lesen Sie nur das Saint Simonsche Leibblatt „l'Organisateur") eine Wissenschaft für sich sei. Vielleicht hat sich übrigens nur der Setzer geirrt und im Manuskript nicht gut gelesen, als er codification setzte, vielleicht hieß es „caudification" von cauda, die Lehre der Schwänze, aber das ist ja gleich...."

„Ich frage Sie nur", fuhr er fort und hielt dabei einen seiner Zuhörer beim Knopf des Rockes fest, „ist es nicht ein wahres Wunder, daß das elegante Leben noch keinen Gesetzschreiber gefunden hat? Bei all den schreibenden und denkenden Leuten? Alle diese Handbücher für den Waldhüter, den Bürgermeister und den Steuer-

zahler, sind sie nicht langweilige Schmierereien verglichen mit einer Physiologie der Mode? Hätte die Bekanntmachung der Grundsätze, die dem Leben Poesie geben, nicht einen ungeheuren Nutzen? Wenn in der Provinz, auf dem Lande unsere meisten Güter, Meiereien, Pachtgüter, Höfe wahrhaftig Hundeställe sind, wenn das Tier, besonders das Pferd, in Frankreich eine Behandlung erfährt, die eines christlichen Volkes wahrhaftig unwürdig ist, wenn die Wissenschaft vom Komfort, das Feuerzeug, das ordentliche Düngen, die Kaffeemaschine von Lemare, die wohlfeilen Teppiche sechzig Meilen von Paris noch unbekannt sind, so hat das doch sicher seinen Grund nur darin, daß wir die kleinen Besitzer in einer vollkommenen Unkenntnis der modernen Wissenschaften aufwachsen lassen. Die Eleganz bezieht sich auf *alle* Dinge. Sie zielt dahin, eine Nation reicher zu machen, indem sie ihr das Bedürfnis nach Luxus einflößt. Denn wahrhaftig, eines der wesentlichsten Axiome ist dieses:

X

Die Größe jedes erworbenen Vermögens hängt ab von den Bedürfnissen, die man sich erworben hat.

Es (ich rede natürlich immer noch vom eleganten Leben) gibt einem Lande einen pittoresken Anstrich und vervollkommnet den Ackerbau. Denn die Sorgfalt, die man der Nahrung, dem Obdach

der Tiere widmet, beeinflußt die Schönheit der Rasse und ihre Produkte. Gut, sehen Sie einmal nach in was für Löchern die Bretonen ihre Kühe unterbringen, wie ihre Pferde, ihre Hammel und ihre Kinder, und Sie werden zugeben, daß von allen Büchern, die überhaupt zu machen sind, eine Abhandlung über die Eleganz das menschenfreundlichste ist, das größte nationale Werk. Wenn ein Minister sein Taschentuch und seine Tabaksdose auf dem Tisch Ludwigs XVIII. liegen gelassen hat, wenn der Spiegel, vor dem ein junger eleganter Mann auf dem Lande bei irgend einem alten Mann sich rasiert hat, dem fast einen Schlaganfall bringt, und wenn schließlich Ihr Onkel immer noch in seinem alten Cabriolet spazieren fährt, so liegt das alles daran, daß uns das klassische Werk über die *Mode* fehlt . . ."

Unser ehrenwerter Freund sprach lange und gut mit jener Leichtigkeit des Ausdrucks, die gehässige Menschen Geschwätz nennen; er schloß mit den Worten: „Die Eleganz belebt die Existenz".

Oh! in diesem Augenblick gab es ein allgemeines Hurrah. Und das hatte dieses simple Wort hervorgebracht. Der kluge E. von G. bewies, daß die Belebung, das Drama nicht erfolgen könne durch die Gleichmäßigkeit, die die Eleganz dem Wesen eines Landes aufdrückt; er verglich England mit Spanien, schilderte zu diesem Zwecke diese Länder und bewies seine Grundsätze, indem er sie

mit Lokalfarben aufputzte, die ihm die Kenntnis der Gebräuche beider Gegenden lieferte.

Schließlich sagte er: „Meine Herren, es ist kinderleicht, diese Lücke in der Wissenschaft zu erklären. Oh Gott! welcher junge oder alte Mann wäre kühn genug, um auf seinen Kopf so eine Verantwortung zu laden? Um eine Abhandlung über das elegante Leben zu schreiben, müßte man einen fanatischen Größenwahn haben von einem Umfang, der gar nicht auszudenken ist. Denn das hieße ja: „nur" die Absicht zeigen, die eleganten Leute von Paris zu beherrschen? Die eleganten Leute aber tasten und versuchen noch immer, selbst unsicher, und es gelingt ihnen nicht immer graziös zu sein".

Da in diesem Augenblick der fashionablen Göttin des Thee schon reichliche Trinkopfer dargebracht waren, die Geister also schon erleuchtet, erhob sich einer der elegantesten[1]) Redakteure der „Mode", blickte triumphierend auf seine Mitarbeiter und sagte:

„Dieser Mann existiert."

Ein allgemeines Lachen empfing diesen Ausruf, aber die gewisse Stille der Bewunderung folgte bald genug, als er hinzufügte:

„Brummel! . . . Brummel ist in Boulogne, aus England vertrieben durch die leider allzu zahlreichen Gläubiger, die daran vergessen, was dieser

1) Die Eleganz bezieht sich hier auf die Kleidung.

Patriarch der *fashion* für sein Vaterland geleistet hat.“

Nun schien es plötzlich eine ganz einfache Sache die „Abhandlung über das elegante Leben“ zu veröffentlichen. Und es wurde einstimmig beschlossen als eine große Wohltat, die man der Menschheit erweist, als ein ungeheurer Schritt auf dem Wege nach vorwärts. Es ist wohl nicht notwendig, hinzuzufügen, daß wir Brummel die philosophischen Gedankengänge verdanken, auf Grund derer wir in den beiden vorangegangenen Kapiteln zeigen konnten, wie eng das elegante Leben verkettet ist mit der Vervollkommnung der menschlichen Gesellschaft. Die bewährten Freunde dieses unsterblichen Schöpfers des englischen Luxus haben schon lange – wir hoffen es wenigstens – seine tiefe Weltweisheit zwischen den Zeilen dieser nur zu unvollkommenen Übertragung seiner Gedanken erkannt.

Es würde uns schwer fallen, hier den Gefühlen Worte zu geben, die sich unserer bemächtigten, als wir diesen Prinzen der Mode sahen; es war eine Empfindung gemischt aus Respekt und Freude. Wie sollte man es anfangen, sich nicht symbolisch auf die Lippen zu beißen, wenn man den Mann zu sehen bekam, der die Philosophie der Möbel, der Westen, erfunden hatte, und der auf dem Wege war, uns als letzte Erbschaft die Axiome über die Hosen, über die Grazie und die Beschirrung von Pferden zu hinterlassen.



Gavarni

Aber wie es auch anstellen, um nicht von Bewunderung durchdrungen zu sein für den intimsten Freund Georg IV., für den fashionablen Mann, der England Gesetze aufgezwungen hat und dem Prinzen von Wales jenen Geschmack an der Kleidung und am „Confortabilismus"[1]) gegeben hat, der so viel gut gekleideten Offizieren schöne Beförderungen eingebracht hat[2])? War er selbst nicht ein lebender Beweis für den Einfluß, den die Mode übt? Als wir aber daran dachten, daß Brummel in diesem Augenblicke ein Leben voll von Bitternissen führte, daß Boulogne für ihn der Felsen von St. Helena war, da lösten alle unsere Gefühle sich in einen respektvollen Enthusiasmus auf.

Wir bekamen ihn zu sehen, als er eben aus dem Bette aufstand. Sein Schlafrock trug die Marke seines Unglücks. Aber gerade, weil sie sich so ausprägte, harmonierte er – der Schlafrock – auf das wunderbarste mit der übrigen Einrichtung seines Zimmers. Brummel, alt und arm, er war immer noch Brummel. Nur hatte eine Fettleibigkeit, wie sie auch Georg IV. gehabt hatte, die

1) Brummel gab Georg IV. gute Ratschläge in der Wahl seiner Kleider, seiner Möbel und seiner Kunstwerke. Er war sein intimster Freund. Georg IV. aber ließ ihn, wie man sagt, fallen, eines zu familiären Wortes wegen, das der Dandy gesagt hatte, nämlich: „Wal ring the bell!" (Wales, klingle mal!)
2) Wenn Georg IV. einen gutgekleideten Militär sah, unterließ er es selten, ihn irgendwie auszuzeichnen oder zu befördern. Er empfing auch unelegant gekleidete Leute immer sehr schlecht.

glücklichen Proportionen seines einst vorbildlichen Körpers verdorben, und der Ex-Gott des Dandysme trug eine Perrücke! . . . Oh Gott! was für eine entsetzliche Lektion für uns! . . . So trafen wir Brummel! . . . War es nicht ein Anblick, als sähe man Sheridan zu Tod betrunken aus dem Parlament hinauswanken oder von den Schergen ergriffen?

Brummel mit einer Perrücke! Napoleon als Gärtner; Kant in Kinderröckchen; Ludwig XVI. mit der roten Mütze und Karl X. in Cherbourg — das sind wahrhaftig die fünf großen Schaustücke unserer Zeit.

Der große Mann empfing uns mit vollendeter Art. Seine Liebenswürdigkeit tat ein übriges, uns zu entzücken. Er schien geschmeichelt über die Führerschaft, die wir ihm vorbehalten hatten, aber bei allem Dank erklärte er: er glaube nicht genügend Talent zu besitzen, um eine *so* heikle Mission auch ausführen zu können.

„Zum Glück“ sagte er, „habe ich bei mir ein paar Freunde, Elite – Gentlemen, die auch durch die ein wenig zu large Art, in der sie in London das elegante Leben auffaßten, nach Frankreich verschleppt worden sind. Ehre dem Mut im Unglück!“ fügte er hinzu, indem er seinen Hut abnahm und uns einen Blick, in dem Heiterkeit und Spott schimmerte, zuwarf.

„Wir können“, sagte er, „dann also hier eine Art

von Komitee bilden, das Namen genug hat und auch Erfahrungen genug, um künftig die schwierigsten Angelegenheiten jenes Lebens, das dem Oberflächlichen frivol scheint, zu entscheiden; und wenn dann noch Ihre Freunde in Paris unsere Maximen entweder akzeptiert oder refüsiert haben, dann wissen wir, daß das Unternehmen, das wir beginnen wollen, einen monumentalen Charakter haben wird."

Nachdem er das gesagt hatte, bot er uns eine Tasse Tee an. Wir nahmen sie an. Eine trotz ihrem Embonpoint elegante, englische Dame war inzwischen aus dem Nachbarzimmer gekommen, um uns den Tee zu servieren. Wir konnten also sehen, daß auch Brummel wie Georg IV. seine Marquise von Conyngham hatte [1]). Nur der Zahl der Kronenzinken nach stand er also hinter dem königlichen Freunde zurück. Helas! jetzt sind sie ambo pares, alle beide tot oder wenigstens beinahe tot.

Unsere erste Konferenz fand während dieses Déjeuners statt, und die Sorgfalt der Mahlzeit bewies uns, daß, was für Brummel Elend und Not bedeutete, in Paris Wohlstand gewesen wäre.

Die Frage, mit der wir uns beschäftigten, war eine Frage von Sein oder Nichtsein für unser ganzes Unternehmen.

Denn wahrlich, wenn das rechte Gefühl für elegantes Leben die Folge einer mehr oder weniger

1) Eine der letzten Maitressen Georgs IV. Gemahlin Henry Conynghams.

glücklichen körperlichen Organisation ist, dann müssen sich für uns ja die Menschen scheiden in zwei Klassen: die Poeten und die Prosa-Menschen, die eleganten und die misera plebs, der nicht geholfen werden kann. Eine Abhandlung über das elegante Leben wäre also nicht mehr notwendig, denn die ersten wissen sowieso alles, und die andern könnten es nicht mehr erlernen.

Immerhin, nach dieser denkwürdigsten Unterredung erstand das folgende tröstliche Axiom:

XI

Wenn auch das elegante Leben weniger eine Kunst als ein Gefühl zur Voraussetzung hat, es kommt dennoch ebenso aus den Instinkten als aus der Erziehung.

„Weiß Gott!" rief hier Sir William Crad . . . k . der getreue Gefährte Brummels, „beruhigen Sie die ängstliche Bevölkerung der „country gentlemen", Kaufleute und Bankiers, nicht alle Kinder der Aristokratie werden mit dem Gefühl für Eleganz geboren, mit jenem guten Geschmack, der allein dem Leben einen poetischen Glanz gibt. Und dennoch zeichnet sich in jedem Lande die Aristokratie durch ihre Manieren und durch eine ganz bemerkenswerte einheitliche Existenzform aus. Woher kommt also dieses Privileg? Von der Erziehung und den Standesgewohnheiten. Von der Wiege an durch die harmonische Grazie, die um

sie herum herrscht, beeinflußt, von eleganten Müttern, deren Sprache und Gesten immer die gute Tradition bewahren, erzogen, machen sich die Kinder der großen Herren von ihrer Geburt an mit den Grundgesetzen unserer Wissenschaft bekannt, und es brauchte schon einen recht hartnäckigen Widerstand in ihrer Natur, wenn sie dem steten Anblick wirklich schöner Dinge gegenüber störrisch blieben. Darum gibt es auch keinen abscheulicheren Anblick für ein Volk als einen Adeligen, der tiefer gesunken ist als zum Bourgeois.

Wenn auch unsere Intelligenzen nicht gleich sind, unsere Sinne müssen es doch mehr oder weniger sein. Die Intelligenz ist die Folge einer innerlichen Vervollkommnung. Also: je mehr wir das Reich der Formen erweitern, desto mehr Gleichheit erzielen wir. Zum Beispiel: die Beine der Menschen ähneln einander viel mehr als ihre Gesichter und zwar auch wegen der anatomischen Konstruktion der Glieder, die gerade Linien ergeben. Die Eleganz nun, die ja nur die Vervollkommnung der sinnlichen Dinge darstellt, muß durch die Erziehung allen beigebracht werden können. Das ernsthafte Studium kann einen reich gewordenen Mann dahin bringen, ebenso gute Schuhe und eine ebenso gute Hose zu tragen wie wir selbst. Sie kann ihn lehren sein Vermögen mit Grazie auszugeben. Und so ist es mit allem übrigen.“

Brummel runzelte ein wenig die Stirne. Wir ahnten, daß wir bald seine prophetische Stimme zu hören bekommen würden, jene Stimme, der früher ein Volk reicher Leute gelauscht hatte.

„Das Axiom ist richtig“, sagte er, „und zum Teil gebe ich auch die Argumente des geehrten Vorredners zu. Aber ich bin aufs äußerste dagegen, daß man die Barrière, die zwischen dem eleganten Leben und dem ordinären Leben aufgerichtet ist, aufhebt, und daß man so die Tore des Tempels dem ganzen Volk öffnet.“

„Nein“, rief Brummel und schlug mit der Faust auf den Tisch, „nein, nicht alle Beine sind berufen auf die gleiche Art einen ordentlichen Schuh und eine gut gebügelte Hose zu tragen, nein, meine Herren! Gibt es denn nicht hinkende, mißbildete Menschen, Leute, die in alle Ewigkeit unvornehm sind? Und haben wir nicht hunderttausendmal in unserem Leben Gelegenheit gehabt, den Grundsatz auszusprechen:

XII

Es gibt keinen größeren Unterschied als den zwischen zwei Menschen.

Er sagte aber schließlich doch: „Nachdem wir das wohlwollende Axiom irgendwie haben gelten lassen, das den A-B-C-Schützen des eleganten Lebens die Hoffnung läßt, durch Erziehung der Gnade teilhaftig zu werden, stellen wir doch auch

fest, daß es Ausnahmen gibt. Suchen wir, so gut es geht, ihre Formeln."

Nach vielen Bemühungen und mit viel Gelehrsamkeit durchfochtenen Diskussionen setzten wir also die folgenden Axiome auf:

XIII

Man muß mindestens sein Abiturium gemacht haben, um ein elegantes Leben führen zu können.

XIV

Ausgeschlossen vom eleganten Leben sind die Krämer, die Handelsmänner und die Gymnasiallehrer.

XV

Der Geizhals ist die Verneinung des eleganten Lebens.

XVI

Ein Bankier, der vierzig Jahre alt geworden ist, ohne Bankerott gemacht zu haben, ist in der Hölle des eleganten Lebens: er sieht das Paradies, aber er darf nie hinein.

XVII

Ein Wesen, das nicht sehr oft nach Paris kommt, wird nie wirklich elegant sein.

XVIII

Der unhöfliche Mensch ist der Aussätzige in der fashionablen Welt[1]).

1) Da die Kenntnis der primitivsten Gesetze der Höflichkeit eines der Elemente unserer Wissenschaft ist, so nehmen wir

„Genug für den Augenblick!" sagte Brummel. Wenn wir jetzt nur noch ein einziges Aphorisma hinzufügen, so hieße das schon, in den Unterricht über die „Allgemeinen Prinzipien" eintreten, und die sollen doch erst den Stoff des zweiten Teiles unserer Abhandlung ergeben.

Er war dann so gnädig, selbst die Grenzen dieser Wissenschaft zu umschreiben, indem er unsere Arbeit so einteilte:

Er sagte: „Wenn Sie sorgfältig allen materiellen Ausdruck des Gedankens, den das elegante Leben eben bildet, untersuchen, so werden Sie, so wie ich, betroffen sein von dem mehr oder weniger intimen Zusammenhang, der zwischen gewissen Dingen und unserer eigenen Person besteht. Das Wort, der Gang, die Manieren sind Akte, die unmittelbar vom Menschen ausgehen, und die also vollständig den Gesetzen der Eleganz unterworfen sind. Die Tafel, die Bedienten, die Pferde, die Wagen, die Möbel, die Art, wie man sein Haus führt, das hängt sozusagen nur mittelbar vom Individuum ab. Obgleich also diese Hilfsmittel der Existenz ebensogut den Stempel der Eleganz, den wir allem, was mit uns in Berührung kommt, auf-

gerne die Gelegenheit wahr, dem Abbé Gaultier, dessen Arbeit über die Höflichkeit als das vollkommenste Werk dieser Art und ein bewunderungswürdiges Traktat über die Moral angesehen werden muß, hier unser Kompliment zu machen. Man kann dieses kleine Buch bei J. Renouard kaufen.

drücken, tragen, scheinen sie doch etwas weiter entfernt vom Sitze des Gedankens und dürfen deshalb nur an zweiter Stelle in dieser neuen Theorie der Eleganz, die wir aufstellen, stehen. Ist es denn nicht nur natürlich, daß ein Niederschlag jener großen Philosophie, die unser Jahrhundert bewegt, sich in einem Werke findet, das bestimmt ist, die Sitten der Ignoranten aller *fashion* zu beeinflussen. Einigen wir uns also auf das Folgende: Alle jene Beziehungen, die sich unmittelbar auf die Intelligenz zurückführen lassen, haben den ersten Platz in dieser aristokratischen Enzyklopädie."

„Und nun", fuhr Brummel fort, „trotzdem gibt es *eine* Tatsache, die alle anderen beherrscht. Der Mensch kleidet sich an, bevor er noch irgend etwas tut, spricht, geht, ißt. Alle jene Handlungen, die der Mode unterliegen, wie das Benehmen, die Konversation und so weiter, sind immer nur die Folgen der Toilette, die man gemacht hat. Sterne, dieser wundervoll feine Beobachter, hat sehr geistvoll ausgesprochen, daß die Ideen, die einem rasierten Menschen kommen, nicht dieselben sind, die ein unrasierter hat. Wir alle unterliegen dem Einfluß unserer Kleidung. Ein Künstler im Gesellschaftsanzug arbeitet nicht mehr. Eine Frau im Peignoir oder zum Ball angezogen – ist nicht mehr die gleiche; man könnte sagen: es sind zwei Frauen!"

Bei diesen Worten seufzte Brummel.

„Unsere Manieren in der Früh sind nicht die gleichen wie abends," sagte er dann. „Georg IV., dessen Freundschaft mir eine so hohe Ehre war, hat gewiß von sich am Tage seiner Krönung eine höhere Meinung gehabt als am Tage darauf. Die Kleidung ist also die ungeheuerste Änderung, die das soziale Individuum zu erfahren hat; sie verändert die Existenz in eingreifender Art. Ich glaube also nicht, mich gegen die Logik zu vergehen, wenn ich Ihnen vorschlage, Ihre Arbeit so einzuteilen:

Sie setzen zuerst in Ihrem zweiten Teil die allgemeinen Gesetze des eleganten Lebens fest, dann müssen sie im dritten von jenen Dingen handeln, die in unmittelbarer Beziehung zum Individuum selbst stehen, und da zuerst nun von der Kleidung. Dann, wenigstens denke ich mir das so, soll der vierte Teil den Dingen gewidmet sein, die, wie ich sagte, unmittelbar mit der Persönlichkeit zusammenhängen und die ich etwa Hilfsmittel nenne."

Wir hatten die Vorliebe Brummels für die Kleidung zu entschuldigen, sie war es ja, die seinen Ruhm auf Erden ausmachte. Es ist das vielleicht der Irrtum eines großen Menschen, aber wir hatten nicht den Mut, ihn zu bekämpfen, selbst auf die Gefahr hin, daß diese uns glücklich scheinende Systematik von den *Elegantologisten* aller Länder verworfen wird. Wir beschlossen also, uns *mit* Brummel zu — irren.

Die Gegenstände, die im zweiten Teile zu be-

handeln sind, wurden also einstimmig von diesem Parlament der Modefreunde als *Allgemeine Prinzipien des eleganten Lebens* festgesetzt.

Der dritte Teil, der alle jene Dinge betreffen sollte, die unmittelbar mit der Persönlichkeit zusammenhängen, wurde in eine Reihe von Kapiteln eingeteilt.

Das erste beschäftigt sich mit der Toilette in allen ihren Einzelheiten. Der erste Paragraph soll der Toilette des Mannes gewidmet sein, ein zweiter der Toilette der Frau. Ein dritter soll einen Essay über die Parfüms geben, über die Bäder, über die Coiffure.

Ein nächstes Kapitel wird dann die komplete Theorie der Haltung und der Manieren geben.

Einer unserer besten Freunde, Herr E. Sue, ebenso hervorragend durch die Eleganz seines Stils und die Originalität seiner Aperçus, als durch seinen vollkommenen Geschmack in allen Dingen und die wunderbare Harmonie seines Lebens, hat uns außerdem versprochen, seine persönlichen Ansichten in einem besonderen Kapitel niederzulegen, das heißen soll:

„*Über die Unverschämtheit in ihren Beziehungen zur Moral, Religion, zu den Künsten und zur Literatur.*“

Die Diskussion wurde dann ein wenig heftig, als es sich um die zwei letzten Kapitel handelte. Man wollte entscheiden, ob das Kapitel über die

Manieren vor dem über die Konversation stehen sollte. Brummel schloß endlich den Streit durch eine improvisierte Rede, die wir leider nicht ganz mitteilen können. Er endigte mit den folgenden Worten:

„Meine Herren, wären wir in England, da müßten natürlich die Taten vor den Worten stehen, denn meine Landsleute sind in der Regel etwas schweigsam. Aber ich hatte Gelegenheit, zu bemerken, daß man in Frankreich etwas viel spricht, *bevor* man handelt."

Der vierte Teil, den Hilfsmitteln gewidmet, soll also dann alle jene Grundsätze enthalten, nach denen man seine Wohnung einzurichten hat, seine Möbel zu wählen, seinen Tisch zu decken, mit seinen Pferden, seinen Bedienten, seinen Wagen umzugehen; und zum Schluß wollen wir dann eine Abhandlung über die „Kunst zu Empfangen" geben (sei es in der Stadt, sei es am Lande) und über die Kunst, sich bei *anderen* Leuten zu benehmen.

So werden wir dann die ganze Materie von allen Seiten her wissenschaftlich erfaßt haben, jene Materie, die alle Augenblicke unseres Lebens in sich begreift, die alle Handlungen, wenn wir wachen, lenkt, und sogar die Funktionen unseres Schlafes. Denn selbst in der Stille der Nacht herrscht noch dieser Gefühlskomplex.

Zweiter Teil

Allgemeine Prinzipien

„Bedenken Sie, gnädige Frau, daß es eine Art von Vervollkommnung gibt, die empörend ist.“ *Monographie über die Tugend.* (Unveröffentlichtes Werk des Verfassers.)

Viertes Kapitel

Dogmen

Die Kirche kennt sieben Todsünden und gibt nur drei göttliche Tugenden zu. Wir haben also sieben Möglichkeiten für Gewissensbisse gegen drei Quellen des Trostes!

Was für eine traurige Gleichung! 3 : 7 = der Mensch: X! Es konnte denn auch keine menschliche Kreatur, ohne daß wir dabei die heilige Therese und den heiligen Franciscus von Assisi ausnehmen müßten, den Konsequenzen dieser unseligen Gleichung entgehen. Trotz ihrer Strenge aber beherrscht dieses Dogma die elegante Welt, wie es die katholische beherrscht. In bösen Dingen kann man Konzessionen machen, in den guten gibt es nur eine und einzige Wahrheit.

Aus diesem ewigen Gesetze nun können wir ein Axiom ableiten, das von allen Handbüchern der *Gewissensnöte* bestätigt wird:

XIX

Es gibt nur eine Art, Gutes zu tun, aber tausend Arten Böses.

Das elegante Leben hat also seine Todsünden und seine drei Kardinaltugenden. Ja, die Eleganz ist ein und unteilbar wie die Dreieinigkeit, wie die Freiheit, wie die Tugend.

Aus dieser Erkenntnis stammen unsere wichtigsten allgemeinen Aphorismen.

XX

Das grundlegende Prinzip der Eleganz ist die Einheit.

XXI

Es gibt keine Einheit ohne Reinlichkeit, ohne Harmonie, ohne eine *relative Einfachheit.*

Allein es ist ebenso wenig die Einfachheit wie die Harmonie, ebenso wenig die Harmonie wie die Reinlichkeit, die Eleganz erzeugt. Die ersteht erst aus einer geheimnisvollen Übereinstimmung dieser drei grundlegenden Tugenden. Diese Übereinstimmung immer und sofort hervorzubringen, ist das Geheimnis der von Natur aus distinguierten Leute.

Immer, wenn wir Sachen von schlechtem Geschmack in der Nähe betrachten, ob es sich nun um Toiletten, um Wohnungen, um Reden oder um Manieren eines Unbekannten handelt, immer werden wir finden, daß es sich um eine mehr oder weniger deutlich fühlbare Verletzung dieser dreifachen Einheitsgesetze handelt. Das äußere Leben ist eine Art von Organisationssystem, das einen Menschen ebenso exakt darstellt wie die Farben einer Schnecke sich auf ihrer Schale darstellen. Im eleganten Leben ist auch alles wie durch enggliedrige Ketten miteinander verbunden,



Gavarni

das eine bringt das andere mit sich. Wenn Herr Cuvier ein Stirnbein oder ein Nasenbein oder irgendein anderes Bein irgend eines Tieres entdeckt, weiß er dann nicht sofort zu bestimmen, was die ganze Kreatur gewesen ist? Ob sie z. B. aus der antidiluvianischen Zeit ist? Kann er nicht sofort das Individuum klassifizieren, entweder unter die Saurier oder unter die Beuteltiere, unter die Fleischfresser oder unter die Pflanzenfresser? Niemals noch hat sich dieser Mann geirrt, sein Genie hat ihm die Grundgesetze des animalischen Lebens enthüllt.

Ebenso kann man innerhalb des eleganten Lebens nach einem einzigen Stuhl das ganze Möblement bestimmen, so wie der Sporn das Pferd ahnen läßt. Eine gewisse Toilette gibt eine gewisse Sphäre der Noblesse und des guten Geschmacks bekannt. Jedes Vermögen hat seine Grundlage und seinen Gipfel. Niemals werden die Georges Cuviers der Eleganz in die Gefahr kommen können, ein irriges Urteil abzugeben. Sie werden Ihnen genau die Anzahl der Nullen in der Ziffer der Rente jener Leute sagen können, denen Bildergalerien gehören dürfen oder Vollblutpferde oder die Teppiche der Savonnerie, die Vorhänge aus durchsichtiger Seide, die Kamine aus Mosaik, etruskische Vasen oder jene Standuhren, auf denen eine Statue steht, die dem Meißel eines Cortot oder David entstammt. Ja, bringen Sie ihnen nur einen Spucknapf, und

sie werden Ihnen genau sagen, wie das ganze Boudoir aussieht, das Schlafzimmer, das Palais.

Dieses Ensemble, mit seiner bis zur äußersten Grenze durchgeführten Stiltreue, bringt es mit sich, daß alle „Hilfsmittel" der Existenz harmonisch sind. Denn ein Mann von Geschmack urteilt wie ein Künstler nach einem „Nichts".

Je vollkommener nun diese Einheitlichkeit ist, desto mehr spürt man jede Barbarei. Nur ein Dummkopf oder ein Mann von Genie war imstande, eine Kerze in einen Leuchter zu stecken. Die Ableitungen aus diesem fashionablen Gesetz sind glänzend begriffen worden von einer berühmten Frau (Madame T . . . .), der wir folgendes Aphorisma verdanken:

XXII

Man kennt den Geist einer Frau in dem Augenblick, wo man über die Schwelle ihres Hauses tritt.

Dieses weite und stets bereite Sinnbild, das ihr Vermögen „repräsentiert"[1]), darf niemals ein ungetreues Symbol sein: sonst könnte sich nur eine von zwei fatalen Möglichkeiten zeigen: Geiz oder Unvermögen. Sind Sie zu eitel oder zu bescheiden, in dem Augenblick, wo Sie sich nicht mehr dieser Einheitlichkeit fügen, verlieren Sie zumindest das Vermögen, das glückliche Gleichgewicht zwischen

1) Das Wort „repräsentieren" hat diesen Ursprung und Sinn.

Ihren produktiven Kräften und Ihrer äußeren Lebensform zu erzeugen.

Ein so grundlegender Fehler läßt dann eine Physiognomie in allen ihren Vorzügen und Fehlern sehen.

Der erste Begriff unseres Satzes, der Geiz, ist ja schon abgehandelt worden; aber selbst wenn man eines so schrecklichen Verbrechens nicht schuldig ist, gibt es noch immer eine Menge Leute, die gierig, beide Resultate zu erreichen, ein elegantes Leben auf ökonomische Art führen wollen. Diese Leute erreichen zweifellos *einen* Zweck: sie machen sich lächerlich. Ähneln sie nicht immer und immer jenen ungeschickten Theatermaschinisten, hinter deren Dekorationen man die Federn, Balancierstangen, die Kulissen sieht?

Fehlt man also gegen die beiden folgenden grundlegenden Gesetze unserer Wissenschaft, so ist es vorbei; denn:

XXIII

Die wesentlichste Wirkung der Eleganz ist: den Aufwand, den sie erfordert, zu verbergen.

XXIV

Alles, was die Sucht zu sparen sehen läßt, ist unelegant.

In der Tat, die Sparsamkeit ist ein unumgänglicher Faktor unseres Lebens. Sie ist der Nerv jeder guten Verwaltung, aber sie ähnelt dem Öl,

das geschmeidig und sanft macht, die Räder einer Maschine gut laufen läßt, aber man darf es weder sehen noch gar riechen.

Diese Übel sind aber nicht die einzigen Züchtigungen, die die geizigen Leute gerechterweise erfahren. Indem sie die Entwicklung ihrer Existenz beschränken, steigen sie von ihrer Sphäre herab, und trotz ihrer Macht stellen sie sich selber auf das Niveau von Leuten, die wiederum von ihrer Eitelkeit an die entgegengesetzte, ebenso gefährliche Klippe getrieben werden. Und wer schaudert nicht bei dem Gedanken an eine so schreckliche Verbrüderung?

Wie oft aber haben wir nicht alle, in der Stadt oder auf dem Lande, jene halbaristokratischen Bourgeois begegnet, die über alles Maß aufgedonnert, doch, weil sie keinen Wagen haben, in ewiger Angst leben, wie sie es mit ihren Besuchen, ihren Vergnügungen und ihren Verpflichtungen auch gut einrichten können. Madame, die Sklavin ihres Hutes, fürchtet den Regen, Monsieur hat Angst vor der Sonne oder dem Staub; empfindlich wie Barometer, wollen sie das kommende Wetter vorausahnen, lassen alles im Stich und laufen davon, wenn eine Wolke am Himmel erscheint. VomRegen durchnäßt und vom Kot bespritzt, beschimpfen sie sich dann zu Hause gegenseitig, weil sie beide elend sind. Immer geniert, genießen sie nichts.

Diese Lehre nun kann zusammengefaßt werden in einem Aphorisma, das sich auf alle Lebensformen anwenden läßt, von der Frau, die ihre Robe schützen muß, um sich im Wagen zurechtzusetzen, bis zu dem kleinen deutschen Fürsten, der seinen eigenen Hausnarren haben will:

XXV

Erst aus der Übereinstimmung zwischen dem äußeren Leben und dem Vermögen ergibt sich die Möglichkeit einer ungezwungenen Haltung.

Die andächtige Befolgung dieses Grundsatzes allein gestattet einem Menschen bis in seine kleinsten Handlungen jene Freiheit zu entfalten, ohne die Grazie nicht existieren kann. Wer seine Gelüste im gerechten Maß zu seinen Mitteln hält, bleibt in seiner Sphäre, ohne Angst haben zu müssen, aus ihr herauszufallen. Und diese Bewegungssicherheit, die man das „Gewissen des Lebensgefühls" nennen könnte, behütet uns vor allen jenen Donnerwettern, die von der falsch begriffenen Eitelkeit heraufbeschworen werden.

Leute also, die sich wirklich auf das elegante Leben verstehen, pflastern nicht lange Läufer aus grüner Leinwand über ihre Teppiche. Sie fürchten auch nicht die Besuche eines asthmatischen Onkels. Sie befragen nicht ängstlich das Thermometer, wenn sie mit ihren Pferden ausfahren wollen. Ebenso ergeben, die Lasten eines Vermögens wie

seine Wohltaten zu tragen, scheinen sie niemals zornig über einen Schaden, den sie erleiden. Denn schließlich läßt sich bei ihnen alles entweder mit Geld gutmachen, oder es läßt sich durch etwas mehr oder weniger Mühe, die sich ihre Leute geben, wieder in Ordnung bringen. Eine Vase, eine Pendule unter einen Glassturz stellen, seine Ottomane mit Sackleinewand überziehen, einen Luster in Gaze einnähen, heißt das nicht allzusehr den guten Leuten ähneln, die sich erst eine Sparbüchse gekauft haben, um sich Leuchter kaufen zu können, und die dann diese Leuchter mit einem dichten Schleier zudecken?

Der geschmackvolle Mensch soll genießen, alles genießen, was er besitzt. Nach dem Worte Fontanelles liebt er die Dinge nicht, die „allzu sehr respektiert werden müssen“. Dem guten Beispiel der Natur folgend, scheut er sich nicht, Tag für Tag seine Herrlichkeiten herzuzeigen. Er kann sich ja, wenn sie schlecht geworden sind, neue kaufen. Er wartet auch nicht, wie die Veteranen im Luxembourg, bis die Überzüge seiner Möbel ihm durch die ausgewetzten Stellen zeigen, daß sie ihre Dienste redlich geleistet haben, um sie dann umarbeiten zu lassen; und er beklagt sich niemals, daß alles so teuer ist. Denn er hat das alles vorher gewußt.

Für den Menschen des Arbeitslebens sind Empfänge Feierlichkeiten. Er gibt seine durch die

Übung geheiligten, in sicheren Abständen wiederkehrenden Gesellschaften, bei denen er seine schönsten Dinge auftragen läßt, seine Schränke ausleert und seine Bronzen von ihren Hüllen befreit. Der Mensch des eleganten Lebens aber kann zu jeder Stunde empfangen, ohne daß er dadurch peinlich überrascht wird. Seine Devise ist die jener Familie, deren Ruhm sich an die Entdeckung der neuen Welt knüpft; er ist *semper paratus*, zu jeder Stunde bereit, immer sich selber gleich. Sein Haus, seine Bedienten, seine Wagen, sein Luxus wissen nichts von dem Vorurteil des Sonntags.

Alle Tage sind ihm Feiertage. Kurz, wenn man Großes mit Kleinem vergleichen darf: er ist wie der berühmte [Wirt] Dessein, der eines Tages, als ihm die Ankunft des Herzogs von York gemeldet wurde, ohne sich dabei aufzuregen, sagte: „Geben Sie ihm Nummer vier."

Oder wie die Herzogin von Abrantés, die Napoleon eines Abends bat, die Prinzessin von Westfalen in Raincy zu empfangen, und die am nächsten Tage den Herrschaften die Freuden einer königlichen Jagd, opulente Mähler und einen prunkvollen Ball geben konnte.

Wer fashionabel sein will, muß in seiner Sphäre diese breite Auffassung der Existenz durchführen. Er wird dann leicht wunderbare Resultate erzielen, wenn er auf alles stets Obacht gibt, darauf sieht, daß alles aufs sorgsamste in gutem Zustande er-

halten wird. Die stete Sorge erhält die schöne Grazie des Ganzen. Und das ist das Geheimnis des englischen Axioms:

XXVI

Die Kunst der sorgfältigen Erhaltung ist das sine qua non des eleganten Lebens.

Diese Erhaltung ist nicht nur jene erste Lebensbedingung der Reinlichkeit, die uns zwingt, den Dingen Tag für Tag neuen Glanz zu geben. Dieses Wort faßt ein ganzes System.

Von dem Augenblicke an, wo die Feinheit und Grazie der Gewebe in dem europäischen Kostüm die schwere Massigkeit goldener Stoffe und wappenbestickter Wämse, wie sie das arbeitsame Mittelalter gehabt hatte, ersetzte, von dem Augenblick an fand eine ungeheure Revolution in allen Dingen des Lebens statt. Statt ein Kapital in einen Hausrat hineinzustecken, der doch zugrunde gehen muß, verzehren wir nur unsere Zinsen, indem wir leichtere, weniger teure Dinge kaufen, die man leicht erneuern kann, und in den Familien geht so nicht mehr das ganze Kapital zu Grunde.[1])

Diese Bilanzierung einer fortgeschrittenen Zivilisation hat ihre letzte Vervollkommnung in England

1) Das Kostüm des Bassompierre, das wir hier wegen der allgemeinen Bekanntheit des Faktums zitieren, kostete, nach unserem heutigen Gelde berechnet, hunderttausend Ecus. Heute gibt der eleganteste Mensch keine fünfzehntausend Franks für

erfahren. In dieser Heimat des Komforts werden alle Notwendigkeiten der materiellen Existenz als eine Art Kleid des Lebens angesehen, die sich im wesentlichen immer verändert und allen Launen der *fashion* unterliegt. Die Reichen wechseln Jahr für Jahr ihre Pferde, ihre Wagen, ihre Wohnungseinrichtungen, sogar die Diamanten werden neu gefaßt, alles bekommt eben eine neue Form. Selbst die nichtigsten Möbel werden in diesem Geiste angefertigt; am Material wird auf weise Art gespart. Sind wir noch nicht ganz so weit gekommen, so haben wir doch schon einige Fortschritte auf diesem Wege gemacht. Die massiven Holzarbeiten des Empire sind schon ganz aus der Mode, ebenso wie die gewichtigen Wagen und die gewissen Skulpturen dieser Zeit, nur halbe Meisterwerke, die weder den Künstler noch den geschmackvollen Menschen befriedigen können.

Endlich sind wir auf dem Wege zu einer *einfachen Eleganz*. Wenn die Bescheidenheit unserer Vermögen uns auch nicht den häufigen Wechsel verstattet, so haben wir doch wenigstens das folgende Aphorisma erfaßt, das die heutigen Bräuche regiert:

seine Kleidung aus, und er kauft sich in jeder Saison eben neue Kleider. Die Differenz der aufgewendeten Gelder ergibt Verschiedenheiten des Luxus. Und diese Bemerkung bezieht sich ebenso auf die Toilette der Frauen wie auf alle anderen Objekte im Bereiche *unserer* Wissenschaft.

XXVII

Der Luxus ist weniger kostspielig als die Eleganz.

Wir bemühen uns also wenigstens jenes System aus unserem Leben auszuschalten, nach dem der Erwerb eines Möbelstückes wie eine Kapitalsanlage betrachtet wurde. Denn allmählich hat jeder wohl das Gefühl, daß es eleganter und komfortabler ist, aus einem einfarbigen Porzellanservice zu essen, als den Neugierigen eine Schale zu zeigen, auf der Constantin die *Fornarina* kopiert hat. Die Künste bringen Wunderwerke hervor, die die Privatleute doch den Königen lassen müssen, und Denkmäler, die nur den Nationen gehören. Der Mensch, der töricht genug ist, um in das Ganze seines Lebens ein einziges Stück einer höheren Sphäre gleichsam als Muster einzufügen, bemüht sich zu scheinen, was er nicht ist, und so fällt er in jenen Zustand des Unvermögens zurück, dessen Lächerlichkeit wir schon früher gegeißelt haben. Darum haben wir auch die folgende Maxime aufgesetzt, um die Opfer des Größenwahns aufzuklären:

XXVIII

Da das elegante Leben eine geschickte Entwicklung des Egoismus darstellt, ist alles, was die Eitelkeit zu deutlich enthüllt, ein Pleonasmus.

Es ist zum Staunen! . . . Alle diese allgemeinen Prinzipien unserer Wissenschaft scheinen jetzt mit

einem Male nur Zusätze zu dem *einen* großen Prinzip zu sein, das wir schon proklamiert haben: denn die Kunst der sorgfältigen Erhaltung der Dinge und ihre Gesetze sind gewissermaßen die unmittelbare Folge der früher besprochenen *Einheitlichkeit.*

Einige Leute haben uns nun vorgehalten, was für enorme Kosten unsere despotischen Aphorismen verlangen oder verursachen. Welches Vermögen, hat man gesagt, könnte je genügen, um die Forderungen Euerer Theorien zu erfüllen? Am Tage, nachdem ein Haus neu möbliert worden ist und neu tapeziert, an dem ein Wagen neu auf den Glanz hergerichtet worden ist, die Seide des Boudoirs gewechselt, kommt da nicht ein fashionabler Herr und lehnt frech seinen fettigen Kopf an die Wandbespannung? Wird nicht ein zorniger Mensch absichtlich Ihren Teppich beschmutzen? Und die Täppischen, werden sie nicht an Ihren Wagen anrennen? Und kann man denn immer die unverschämten Leute verhindern, die geheiligte Schwelle des Boudoirs zu überschreiten? Alle diese Reklamationen mit der ganz besonderen Kunst vorgebracht, die Frauen besitzen, um ihre Einwände zu beleben, zerflattern in die Lüfte durch die Kraft des folgenden Aphorismas:

XXIX

Ein Mensch der guten Gesellschaft bildet sich gar nicht ein, der Herr seines Besitzes zu sein, er

stellt vielmehr alles, was ihm gehört, den anderen zur Disposition.

Ein eleganter Mensch sagt zwar nicht ganz so wie der König: *Unser* Wagen, *unser* Palais, *unser* Schloß, *unsere* Pferde, aber er weiß alles, was er tut, mit dieser königlichen Delikatesse zu durchsetzen.

Und diese glückliche Metamorphose hat es dahin gebracht, daß so ein Mensch gleichsam alle Leute seiner Umgebung zum Genusse seines Vermögens einlädt. Deshalb bringt auch der vorangegangene edle Grundsatz den zweiten nicht minder wichtigen mit sich:

XXX

Eine Person bei sich empfangen, das will sagen: sie auf das eigene Niveau heben.

Schon zeigt sich, daß alle die angeblichen Unglücksfälle, über die eine kleinliche Hausfrau sich beschwert, und die sie unseren absoluten Dogmen entgegenhält, nur in ihrem unverzeihlichen Mangel an Takt ihren Grund haben können. Eine Hausfrau darf sich doch niemals über einen Mangel an Rücksicht und Sorgfalt beklagen. Es ist immer nur ihre eigene Schuld. Gibt es nicht für die Leute, die wirklich *comme il faut* sind, eine Art von Freimaurerzeichen, mit deren Hilfe sie sich gewissermaßen kennen? Und da der elegante Mensch in seine Intimität nur seinesgleichen aufnimmt, hat

er keine solchen Zufälle zu fürchten. Wenn sie sich doch ereignen, so sind das Schicksalsschläge, wie sie eben jedem Menschen im Leben passieren können. Das Vorzimmer ist mit gutem Grunde eine englische Einrichtung, weil dort die Aristokratie so große Fortschritte in der Lebenskultur gemacht hat. Es gibt dort nur wenig Häuser, die nicht ein *parlour* (einen Sprechraum) haben. Dieses Zimmer hat den Zweck, Leuten, die unter uns stehen, Audienz zu geben.

Die mehr oder weniger große Distanz, die unsere Müßiggänger von den Arbeitstieren trennt, wird durch die Etikette ausgedrückt. Die Philosophen, die Frondeure, die Spötter, die sich über Zeremonien lustig machen, würden ja doch den Krämer, bei dem sie einkaufen, und wäre er auch Wähler zum Großen Rat, nicht mit derselben Aufmerksamkeit empfangen wie einen Marquis. Es folgt daraus nicht, daß die fashionablen Leute die Arbeitsmenschen verachten; im Gegenteil, sie haben für sie eine prachtvolle Formel voll sozialer Hochachtung, sie sagen nämlich: „das sind *schätzenswerte Menschen*.“

Es ist ebenso ungeschickt für einen eleganten Menschen, sich über die Arbeiterklasse lustig zu machen, wie die honigfabrizierenden Bienen zu belästigen oder einen Künstler, der schafft, zu stören: alles das ist einfach schlechtes Benehmen.

Die Salons gehören denen, die ein elegantes Auf-

treten haben, sowie die Fregatten denen gehören, die den richtigen Seemannsgang haben. Wenn Sie, Verehrtester, unsere Prolegomena nicht refüsiert haben, dann müssen Sie auch alle Konsequenzen akzeptieren.

Aus dieser Lehre nun ergibt sich das fundamentale Aphorisma:

XXXI

In der eleganten Welt gibt es keine Überlegenheiten: gleich hoch stehende Mächte verhandeln miteinander.

Der Mann der guten Gesellschaft sagt zu keinem Menschen: „*Ich habe die Ehre*“ u. s. w., er ist niemandes „*ergebener Diener*“.

Das Gefühl für das, was sich gehört, diktiert heute den geschmackvollen Leuten neue Formeln, die sie den besonderen Umständen entsprechend zu wählen und anzuwenden verstehen. Bei dieser Gelegenheit empfehlen wir den unfruchtbaren Geistern, die Briefe Montesquieus nachzulesen. Dieser berühmte Schriftsteller hat eine seltene Geschicklichkeit in dem Talent bewiesen, mit dem er auch seine kleinsten Briefe zu schließen wußte. Er hatte einen förmlichen Horror vor der absurden, eintönigen Phrase: „Ich habe die Ehre zu sein“ usw.

Von dem Augenblick an, wo die Leute, die das elegante Leben führen, die natürliche Aristokratie eines Landes darstellen, schulden sie einander jene

Rücksicht, die sich aus der vollständigsten Gleichheit ergibt. Das Talent, das Geld und die Macht, sie geben alle das gleiche Recht. Der äußerlich schwache und machtlose Mensch, dem Sie heute täppisch mit dem Kopfe zunicken, ist morgen auf der Höhe der Staatsleiter, und der, den Sie heute demütig grüßen, verschwindet morgen in dem Abgrunde der Machtlosigkeit.

Bisher haben alle unsere Dogmen mehr den Geist als die Form der Dinge berührt. Sie haben gewissermaßen die *Ästhetik* des eleganten Lebens gegeben. Indem wir zuerst die allgemeinen Gesetze gesucht haben, die dann die Einzelheiten ergaben, waren wir nicht allzu erstaunt, nur ein wenig verwundert, eine gewisse Ähnlichkeit zwischen den Prinzipien der Architektur und den von uns aufgestellten Gesetzen zu entdecken. Nun fragen wir uns, ob nicht vielleicht die meisten Dinge, die dem eleganten Leben dienen, wirklich in das Bereich der Architektur gehören. Die Kleidung, das Bett, der Wagen, sie sind die Behausungen der Persönlichkeit, wie auf der andern Seite die Wohnung ein großes Kleid ist, das den Menschen und alle Dinge, die er braucht, einhüllt. Ja, es scheint, daß wir alles bis auf die Sprache, wie das schon Herr von Talleyrand gesagt hat, benutzen, um ein Leben, einen Gedanken zu verhüllen, der dann trotz unseren Bemühungen alle Schleier durchdringt. Ohne nun dieser Erkenntnis mehr Wichtig-

keit geben zu wollen als sie verdient, wollen wir doch ein paar solche Gesetze hier aufschreiben:

XXXII

Das elegante Leben verlangt mit unwiderstehlicher Gewalt, daß die Mittel vollkommen dem Zweck entsprechen.

Aus diesem Prinzip ergeben sich als unmittelbare Konsequenzen zwei andere Aphorismen:

XXXIII

Der geschmackvolle Mensch muß es verstehen, seine Bedürfnisse stets bis auf die Einfachheit zu reduzieren.

XXXIV

Es ist unbedingt notwendig, daß jedes Ding so aussieht, wie es auch wirklich ist.

XXXV

Die Überschwenglichkeit an Ornamenten schadet der Wirkung.

XXXVI

Das Ornament muß hoch angebracht sein.

XXXVII

Vielerlei Farben zeigen immer schlechten Geschmack.

Wir wollen hier nicht an einzelnen Beispielen die Richtigkeit dieser Axiome erweisen, denn in

den beiden folgenden Teilen werden wir auf rationellere Weise die Folgen entwickeln, indem wir die Wirkung jeder Einzelheit aufzeigen. Diese Beobachtung hat uns auch veranlaßt, in diesem Teil des Traktats andere allgemeine Prinzipien über einzelne Nebenfragen wegzulassen; wir denken, daß es besser sein wird, diese als Zusammenfassungen an die Spitze der einzelnen Kapitel zu stellen; das wird den Stoff übersichtlicher zeigen.

Übrigens — alle jene Vorschriften, die wir schon aufgesetzt haben, und zu denen wir oft genug wieder werden zurückgreifen müssen, werden einer Menge Leuten vulgär erscheinen. Wir werden, wenn es notwendig ist, diesen Vorwurf als Lob aufnehmen. Immerhin, trotz der Einfachheit der Gesetze, die der und jener von den *Elegantologisten* in eine bessere Form gebracht hätte, besser entwickelt oder besser in Beziehung zueinander gesetzt — wir wollen dieses Kapitel nicht beendigen, ohne den Neophiten der *fashion* zum Bewußtsein zu bringen, daß der gute Geschmack noch immer nicht aus der Kenntnis aller dieser Regeln resultiert, sondern erst aus ihrer *Anwendung*.

Ein Mensch muß diese Wissenschaft mit solcher Leichtigkeit üben können, wie er seine Muttersprache spricht. Es ist eine gefährliche Sache in der eleganten Welt zu stottern. Haben Sie nicht auch schon oft jene talmi-fashionablen Leute ge-

sehen, die sich entsetzlich anstrengen, indem sie hinter der Grazie herlaufen, die in Verlegenheit sind, wenn sie eine Falte zu wenig in ihrem Hemd haben, die Wasser und Blut schwitzen, um zu einer ganz falschen Art von „Korrektheit" zu kommen? Sie ähneln jenen armen Engländern, die bei jedem Wort ihr Schwert ziehen. Erinnert Euch doch, Ihr armen Cretins des eleganten Lebens, daß aus unserem XXXIII. Aphorisma unweigerlich das folgende Prinzip resultiert, das Euch auf ewig verdammt:

XXXVIII

Mühsame Eleganz verhält sich zur wirklichen Eleganz wie eine Perücke zu echtem Haar.

Diese Maxime ergibt in streng logischer Folgerung den Zusatz:

XXXIX

Der Dandysmus ist eine heretische Sekte des eleganten Lebens.

Ja, es ist so, der Dandysmus ist Affektiertheit in der Mode. Der Mensch, der aus sich einen Dandy macht, ist ein Boudoirmöbel, eine sehr geistreich erfundene mechanische Puppe, die sich auf ein Pferd setzen kann oder ein Sofa, die Gewohnheit hat den Knopf des Spazierstockes zu kauen oder zu beißen, aber ein denkendes Wesen? ... Niemals! Der Mensch, der in der Mode nur die Mode sieht, ist ein Dummkopf. Das elegante Le-

ben schließt weder das Denken noch die Wissenschaften aus; sie heiligt sie. Die Lehre vom eleganten Leben dient nicht nur dazu, den Leuten zu zeigen, wie man seine Zeit genießen soll, sondern wie man sie ordentlich, nach einer zum höchsten entwickelten Idee anwenden soll.

Wenn wir nun schon zu Beginn des zweiten Teiles unserer Abhandlung eine gewisse Ähnlichkeit zwischen unseren Dogmen und jenen der christlichen Kirche gefunden haben, so wollen wir auch am Ende der Theologie ein paar besonders charakteristische Ausdrücke entlehnen, um damit die Resultate auszusprechen, die jene erhalten, die unsere Prinzipien mit mehr oder weniger Glück anzuwenden verstanden haben.

Ein neuer Mann taucht auf. Seine Equipagen sind geschmackvoll, er ist ein ausgezeichneter Wirt, seine Bedienten sind gut abgerichtet, er gibt feine Diners. Er weiß, was Mode ist, wie's in der Politik gerade steht, kennt die neuen Worte, die gerade üblichen Bräuche. Er führt sogar neue Sitten ein, kurz, alles in allem, man hat bei ihm den Eindruck exakten Comforts. Er ist gewissermaßen der *Methodist* des eleganten Lebens und geht auf der Höhe unseres Jahrhunderts spazieren. Weder graziös noch anwidernd, ist er so, daß man niemals ein ungehöriges Wort von ihm weiter erzählen kann. Und er gebraucht niemals irgend eine üble Geste. Wir wollen dieses Bild nicht bis ins letzte voll-

enden und nur sagen: dieser Mensch ist der *Gnade Gottes teilhaftig* geworden.

Aber kennen wir nicht alle einen Andern, einen liebenswürdigen Egoisten, der das Geheimnis versteht, immer nur von sich selbst zu sprechen, ohne uns doch zu mißfallen? Bei ihm ist alles graziös, frisch, sorgsam vorbereitet, ja sogar poetisch. Man muß ihn beneiden. Er läßt Sie an seinen Genüssen teilnehmen, an seinem Luxus profitieren und scheint doch ängstlich über Ihren Mangel an Vermögen. Seine Gefälligkeiten — immer nur im Reden natürlich — sind vollkommene Höflichkeit. Für ihn ist die Freundschaft nur ein musikalisches Thema, dessen Reichtum er vollständig kennt und das er nach dem Umfang der Stimmen der einzelnen Personen gewissermaßen variiert.

Sein ganzes Leben ist durchsetzt von einer konstanten Persönlichkeit, die wir ihm verzeihen, weil er so gute Manieren hat. Er ist Künstler mit den Künstlern, alt mit dem Greis, Kind mit den Kindern, er verführt uns alle, ohne uns eigentlich zu gefallen; denn er belügt uns in seinem Interesse und amüsiert uns aus Berechnung. Er behält uns bei sich und ist mit uns nett, weil er sich langweilt. Und wenn wir heute bemerken, daß wir nur sein Spielzeug waren, so gehen wir doch morgen wieder hin, um uns von ihm aufs neue täuschen zu lassen. Dieser Mann hat die *wesentliche Gnade empfangen.*



Gavarni

Aber es gibt in unseren Kreisen eine Persönlichkeit, in deren harmonischer Stimme der gleiche Charme ist, den alle ihre Manieren haben. Diese Persönlichkeit kann reden oder schweigen, immer beschäftigt sie sich mit Ihnen auf eine delikate Art, nie ergreift sie Gesprächstoffe, die peinlich wären. Die Worte sind glücklich gewählt, die Sprache ist rein, ihr Spott ist eine Liebkosung, und ihre Kritik verletzt nicht. Weit davon entfernt mit jener Ignoranten eigenen Sicherheit der Dummköpfe stets zu widersprechen, versucht diese Art Mensch in Ihrer Gesellschaft immer „*das Vernünftige*" oder „*die Wahrheit*" zu finden. Diese Art Persönlichkeit hält keine langen Reden und streitet nicht. Es ist ihr eigenes Vergnügen, Konversation zu machen, aber sie auch plötzlich abzubrechen, wenn's not tut. Immer in gleicher Laune, ist ihre Art gelassen und lächelnd. Ihre Höflichkeit ist nicht gezwungen, ihre Freundlichkeit nicht demütig. Sie reduziert den Respekt auf den leisesten Schatten, sie strengt Sie nie an und läßt Ihnen immer den Eindruck der Zufriedenheit mit sich selbst und Ihnen selbst. In ihre Sphäre von einer unerklärlichen Macht gezogen, finden Sie ihren Geist immer wieder anmutig und die Marke dieses Geistes auf allen Dingen, mit denen sie sich umgibt. Hier schmeichelt alles den Augen, und man kann atmen wie in der Heimatluft. In der Intimität entzückt

Sie diese Persönlichkeit durch einen naiven Ton. Diese Person ist natürlich. Niemals merken Sie Aufwand, Luxus, Vordringlichkeit. Ihre Gefühle kann sie einfach wiedergeben, weil sie aufrichtig sind. Sie ist offen und verletzt doch niemandes Selbstgefühl. Sie nimmt die Menschen wie Gott sie geschaffen hat, verzeiht den Sündigen und den Lächerlichen, gibt alle Alterstufen zu und regt sich über nichts auf, weil sie den Takt hat, alles vorauszusehen. Sie verpflichtet zu Dank, bevor sie tröstet, sie ist zärtlich und heiter. Wir werden sie auch immer und immer lieben. Sie nehmen diesen Menschen als Vorbild und weihen ihm einen Cult.

Diese Persönlichkeit hat die *göttliche und mitwirkende Gnade* erreicht[1]. ... Solche magnetische Macht zu haben ist der letzte Zweck des eleganten Lebens. Wir alle sollten uns Mühe geben, sie zu besitzen. Aber es ist schwer soweit zu kommen, denn der Grund eines solchen Erfolges ist eine schöne Seele. Glücklich die, die sie haben! Es ist so schön, wenn uns alles lächelt: die Natur und die Menschen! . . .

Nachdem so die Hauptsachen einmal durchgegangen sind, können wir uns mit den Einzelheiten beschäftigen.

1) Hier ist im Balzac'schen Text auf die Figur Ondet des damals bekannten Künstlers Charles Nodier hingewiesen.

Dritter Teil

Über jene Dinge, die unmittelbar mit der Persönlichkeit zusammenhängen

Gespräch zweier Unbekannter in einem Salon:
„Glauben Sie nicht auch, daß man ein Mann von Talent sein kann, ohne sich um alle diese Äußerlichkeiten zu kümmern?"
„Oh ja, mein Herr, aber es gibt eben Männer von Talent, die mehr oder weniger liebenswürdig sind, mehr oder weniger gut erzogen"
— ist ihre Antwort.

Fünftes Kapitel

Über die Toilette in allen ihren Teilen

Wir verdanken Herrn Auger, einem jungen Schriftsteller, dessen philosophischer Geist es vermocht hat, den frivolsten Modenfragen ein ernstes Gesicht zu geben, einen Gedanken, den wir hier in einem Axiom formulieren:

XL

Die Toilette ist der Ausdruck der Gesellschaft.

Diese Maxime faßt unsere Lehren so ausgezeichnet zusammen und enthält auf eine so prachtvolle Art ihren Kern, daß nichts hier gesagt werden könnte, das anderes wäre als eine mehr oder weniger glückliche Umschreibung dieses weisen Aphorismas.

Der Gelehrte, oder wenigstens jener Mann der eleganten Welt, der für jede einzelne Epoche das Kostüm eines Volkes genau beschreiben würde, könnte so die schönste und auf das Nationale angesehen echteste Geschichte schreiben. Wenn man das lange Haupthaar der Franken, die Tonsur der Mönche, die rasierten Köpfe der Sklaven, die Perücken des Popocambou, die aristokratisch-gepuderten Köpfe und den Tituskopf von 1790 erklärt, hat man da nicht die bedeutendsten Revo-

lutionen unseres Landes erzählt? Untersuchen, woher die Schnabelschuhe, die Gürteltaschen der Damen, die Stirnbänder, die Hutschleife, der Reifrock, die Hüftenwülste, die Handschuhe, die Masken, der Sammet herstammen, das würde heißen, einen „Modilogue" zu den entsetzlich verwickelten Luxusgesetzen schreiben und zu allen den Kämpfen, in denen endlich die Zivilisation über die Barbareien des Mittelalters triumphiert hat, das die groben Gebräuche nach Europa gebracht hatte. Wenn die Kirche zuerst die Priester, die kurze Hosen angezogen hatten, exkommuniziert hatte, und dann die, die die kurzen Hosen gelassen haben, um sich lange anzuziehen, wenn die Perücken der Geistlichen von Beauvais das Parlament von Paris ein halbes Jahr lang in Aufregung gehalten haben, so kam das daher, daß diese äußerlich gleichgültigen Dinge entweder Ideen oder Interessen ausgedrückt haben. Ob es sich nun um die Füße, die Büste oder den Kopf handelt, man wird immer sehen, daß ein sozialer Fortschritt oder ein Rückschritt im System oder irgend ein heftiger Kampf sich da um irgendein Kleidungsstück herumformuliert hatte. Das eine Mal bedeutet die Fußbekleidung ein Privileg, das andere Mal die Kappe oder der Hut eine Revolution. Da ist es eine Stickerei oder eine Schärpe, dort eine Schleife oder ein Schmuckstück aus leerem Stroh, das die Zugehörigkeit zu einer Partei bedeutet und

heißt: Du gehörst zu den Kreuzrittern, zu den Protestanten, zu den Guisen, zur Ligue, zu Bêarnais, zur Fronde.

Trägst du eine grüne Kappe? Du bist ein Mensch ohne Ehre.

Hast du einen gelben Fleck statt eines Ordenskreuzes auf deinem Mantel? Fort, Du Paria aus der christlichen Welt! . . . Jude, geh' in deine Klappe in dem Augenblick, wo man das Feuer anzündet oder du wirst gestraft.

Oh! junges Mädchen, du trägst Ohrringe, schöne, glänzende Halsketten und die Gehänge glitzern wie deine Feueraugen? . . . Nimm dich in acht! Wenn dich der Stadtsergeant packt, dann nimmt er dich, und du wirst eingesperrt! weil du so durch die Stadt herumgestreift bist, übermütig, stolz auf die Schönheit deines Körpers durch die Gassen gelaufen bist und dort die Augen der Greise lüstern aufleuchten machtest, deren Geldbeutel du leeren willst! . . .

Hast du weiße Hände? Dann wirst du erwürgt mit dem Ausruf: Vive Jaques Bonhomme, der geliebte Philister! Der Tod den Herren!

Hast du ein Andreaskreuz? . . . dann komm' ohne Furcht nach Paris: Jean Ohnefurcht herrscht dort.

Trägst du die dreifarbige Kokarde? . . . dann fliehe! Marseille würde dich in den Tod jagen, denn aus den Schlünden der letzten Kanonen von

Waterloo kamen zu uns der Tod und — die alten Bourbonen!

Warum wäre denn die Toilette immer der beredteste Stil gewesen, wenn sie nicht wirklich den ganzen Menschen gäbe, den Menschen mit seinen politischen Meinungen, den Menschen in allen Formen seiner Existenz, den Menschen in Hieroglyphen notiert? Noch heute ist die *Vestignomie* beinahe eine Unterabteilung jener Kunst, die einstens Gall und Lavater eingeführt haben. Das ist so geblieben, wenn wir auch jetzt fast alle auf dieselbe Art angezogen sind; troz allem ist es für den Beobachter leicht, mitten in einer Menge, im Publikum einer Versammlung, im Theater, auf der Promenade den Mann von Marais, vom Faubourg Saint-Germain, vom lateinischen Viertel, von der Chaussee d'Antin herauszufinden; den Proletarier, den Hausbesitzer, den Verzehrenden und den Erwerbenden, den Advokaten und den Militär, den Menschen, der redet, und den Menschen, der handelt.

Selbst die Intendanturbeamten unserer Armee erkennen die Uniformen der einzelnen Regimenter nicht genauer als der „*physiologiste*“ die Livréen, die den Menschen vom Luxus, der Arbeit oder dem Elend zugeteilt werden. Stellen Sie nur einfach irgendwo einen Kleiderständer hin und hängen Sie auf ihn Kleider, und wenn Sie nicht bisher immer wie ein Dummkopf in den Straßen herumgegangen sind, der nichts zu sehen vermag, dann wer-

den Sie sofort alle erkennen: den Bureaumenschen an den abgewetzten Ärmeln, an der langen, horizontalen Linie, die sich auf seinen Kleidern ausprägt, weil er sie immerzu an die Lehne des Stuhles gedrückt hat, wenn er eine Prise nehmen oder sich von den Anstrengungen des Nichtstuns erholen wollte. Wir werden in stiller Bewunderung den Geschäftsmann erkennen an der geschwollenen Tasche, in der er seine Notizbücher hat. Den Flaneur an den ausgeweiteten Hosentaschen, in die er seine Hände steckt. Den Krämer an der außerordentlichen Weite seiner Taschen, die immer gähnen, als würden sie sich beklagen, weil die gewohnten Pakete nicht in ihnen drin sind. Kurz und gut, ein mehr oder weniger reiner Kragen, ein Rock voll Puder und Pomade, abgebrauchte Knopflöcher, die mehr oder weniger ausgerissen sind, ein hängender Rockschoß, die Steifheit eines allzu neuen Rockes, all das sind unfehlbare Anzeichen der Berufe, der Sitten und Gewohnheiten. Da ist das neue Gewand des Dandys, das Jackett des Rentiers, der kurze Gehrock des Agenten, der Frack mit den goldenen Knöpfen des altmodischen Bewohners von Lyon oder der schmutzige Spenzer des Geizhalses. . . .

Brummel hatte also ganz gewiß recht, wenn er die Toilette als den Kulminationspunkt des eleganten Lebens betrachtete. Denn sie beherrscht unsere Ansichten, sie bestimmt, sie regiert sie.

Das ist vielleicht ein Unglück, aber so gehts in der Welt. Dort, wo es eben viele Dummköpfe gibt, da werden die Dummheiten heilige Institution. Und darum muß man ohne Zweifel den folgenden Gedanken als Axiom anerkennen:

XLI

Auf seine Toilette nicht Obacht geben, ist moralischer Selbstmord.

Aber wenn die Toilette „der ganze Mann" ist, dann ist sie noch mehr „die ganze Frau." Die kleinste Unkorrektheit in der Kleidung kann eine Herzogin im Inkognito in die letzten Reihen einer Gesellschaft verbannen.

Als wir vorher über die Gesamtheit der ernsten Fragen, die die Wissenschaft von der Kleidung ergeben, nachgedacht haben, waren wir hetroffen von der allgemeinen Gültigkeit gewisser Prinzipien, die auf irgend eine Art in allen Ländern herrschen, und zwar sowohl was die Männerkleidung als was die Frauenkleidung betrifft. Und nun glauben wir, daß man, um die *Gesetze des Kostüms* aufzustellen, dieselbe Ordnung befolgen muß, die wir befolgen, wenn wir uns ankleiden. Man wird sehen, daß gewisse Einzelheiten den Vorrang über das Ganze haben. Ebenso wie sich der Mensch nämlich anzieht, bevor er spricht, handelt, ebenso badet er, bevor er sich anzieht. Die Einteilungen dieses Kapitels ergeben sich also aus gewissenhaften Überlegungen in folgender Reihe:

§ I. Ökumenische Prinzipien der Toilette.
§ II. Über das Verhältnis der Reinlichkeit zur Toilette.
§ III. Die Männerkleidung.
§ IV. Die Frauenkleidung.
§ V. Wandlungen des Kostüms; und Resumé des Kapitels.

§ I

Ökumenische Prinzipien der Toilette

Die Leute, die sich so anziehen, wie die Taglöhner, die ihre Körper Tag für Tag gleichgültig in dieselbe Hülle, die immer schmutzig und stinkend ist, stecken, sind ebenso zahlreich wie die Toren, die in Gesellschaft gehen, um dann dort nichts zu sehen, die sterben ohne gelebt zu haben, weder den Wert eines Gerichtes kennen noch die Macht der Frauen, weder ein geistreiches Wort sagen noch eine Dummheit. Aber: „lieber Gott, verzeihe ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun“.

Wenn es sich aber darum handelt, sie zum eleganten Leben zu bekehren, ja — werden sie denn jemals die folgenden fundamentalen, aus der Summe unserer Kenntnisse geschöpften Axiome begreifen können?

XLII

Das Tier schützt sich durch Kleidung, der Reiche oder der Dummkopf putzt sich auf, der elegante Mensch zieht sich an.

XLIII

Die Toilette ist zugleich eine Wissenschaft, eine Kunst, eine Gewohnheit, eine Gefühlssache.

Wahrlich, welche Frau von vierzig Jahren wird nicht zugeben, daß die Toilette eine tiefe Wissenschaft ist?

Wollt ihr vielleicht nicht zugeben, daß es gar keine graziöse Kleidung gibt, wenn man nicht gewöhnt ist, sie zu tragen? Gibt es irgend etwas Lächerlicheres als eine Grisette im Hofkleid? Und was nun wieder das „Gefühl" von der Toilette betrifft, — wieviel Leute finden wir doch in der Gesellschaft, die diesen Dingen andächtig hingegeben sind, denen Gold, schöne Stoffe, Seidenzeug, die wundervollsten Schöpfungen des Luxus gehören und die sich ihrer nur bedienen, um dann so auszuschauen wie eine japanische Götzenbüste!

Daraus folgern wir wiederum ein unfehlbares Aphorisma, das ebenso emeritierte Koketten wie Professoren der Verführungskunst zu studieren haben:

XLIV

Die Toilette hat weniger zu tun mit den Kleidungsstücken an sich als mit einer gewissen Art, sie zu tragen.

Darum handelt es sich auch nicht so sehr um das, was man *Chiffons* nennt an sich, als um den Geist des Chiffons, den man erfassen muß. Es gibt tief unten in der Provinz, aber auch in Paris

selbst, genug Menschen, die, was neue Moden anbelangt, imstande sind, den Irrtum jener spanischen Herzogin zu wiederholen, die eines schönen Tages eine kostbare Schale von unbekannter Form erhält und lange darüber nachdenkt, was sie damit machen soll und schließlich meint, daß diese Schüssel der Form nach auf die Tafel gehöre und nun dem Blick der Gäste eine schöne getrüffelte Speise in diesem ominösen Topf darbot, der zwar ein nötiges Möbelstück ist, aber die Idee der Reinlichkeit trotz vergoldetem Porzellan nicht darstellt.

Heute haben unsere Sitten das Kostüm so sehr verwandelt, daß es eigentlich und genau gesagt gar kein *Kostüm* mehr gibt. Alle europäischen Stämme haben allmählich das Tuch zu verwenden begonnen, weil die Grandseigneurs wie das Volk diese große Wahrheit begriffen haben: es ist viel besser, feines Tuch zu tragen und Pferde zu haben, als über seine Kleidung Edelsteine zu verstreuen, wie das das Mittelalter und die Zeiten der absoluten Monarchie getan haben. Das Kostüm, Kleidung geworden, zwingt die elegante Welt zu äußerster Sorgfalt in allen Einzelheiten. Es ist weniger die Einfachheit im Luxus als ein Luxus an Einfachheit.

Es gibt ja wohl auch noch eine andere Art der Eleganz . . . aber die ist nichts anderes als Eitelkeit in der Toilette. Sie bringt gewisse Frauen dazu, bizarre Stoffe zu tragen, um aufzufallen, Diamantagraffen zu nehmen, um ein Band zu be-

festigen, eine funkelnde Schnalle auf eine Schleife zu setzen, so wie gewisse Märtyrer der Mode, Leute mit hundert Louis Rente, eine Mansarde bewohnen, und weil sie so den allerletzten Chic beweisen wollen, des Morgens schon Edelsteine in ihren Hemden tragen, ihre Hosen mit goldenen Knöpfen festhaken, ihre unglückseligen Lorgnons an Ketten hängen und bei Tabar dinieren! Ja, wahrhaftig, diese Pariser wissen, — vielleicht weil sie es gar nicht wollen, nichts von dem Axiom:

XLV

Die Toilette darf niemals ein Luxus sein.

Viele Persönlichkeiten, selbst unter jenen, denen wir zugeben müssen, daß ihre Ideen, ihre Bildung, ihre Herzensart eine gewisse Überlegenheit hat, können doch schwer die Grenze unterscheiden, die die Toilette eines Fußgängers von der eines Menschen, der im Wagen fährt, scheidet. Aber es macht darum auch dem Beobachter, dem Kenner ein unendliches Vergnügen, in den Straßen von Paris, auf dem Boulevard die genialen Frauen zu sehen, die ihren Namen, ihren Rang, ihr Vermögen, ihr ganzes Gefühl in ihrer Kleidung zum Ausdruck bringen, dem vulgären Auge allerdings ganz gleichgültig erscheinen, für den Künstler aber ein Gedicht sind. Für den Künstler und für den Weltmann, dessen Beruf es ist, spazieren zu gehen. Bei ihnen gibt es eine vollendete Harmo-

nie in der Farbe der Kleidung, der Zeichnung, eine Geschlossenheit in allen Dingen, die die geschickte Hand einer ausgezeichneten Kammerjungfer verrät. Diese großen weiblichen Mächte, die können sich dann auch glänzend in die anscheinend niedrige Rolle des Fußgängers fügen, weil sie eben unzählige Male den ihnen gebührenden Genuß eines Wagens erlebt haben. Denn nur die Leute, die an den Luxus einer Karosse gewöhnt sind, verstehen sich richtig anzuziehen, um zu Fuß zu gehen. Einer dieser entzückenden Pariser Göttinnen danken wir auch die beiden folgenden Formeln:

XLVI

Die Equipage ist ein Passepartout für alles, was eine Frau wagen will.

XLVII

Der Fußgänger hat immer gegen ein Vorurteil zu kämpfen.

Daraus folgt, daß das folgende Axiom vor allem die Toiletten der prosaischen Fußgänger zu regeln hat:

XLVIII

Alles, was Effekt machen will, ist geschmacklos, wie alles, was grell ist.

Übrigens hat über diesen Stoff Brummel die wundervollste Maxime hinterlassen, und die Zustimmung Englands hat sie geheiligt:

XLIX

Wenn das Volk dich aufmerksam ansieht, dann bist du nicht gut angezogen: dann bist du zu viel angezogen, zu sehr behängt oder du denkst zu viel über deine Kleidung nach!

Nach dieser unsterblichen Sentenz soll also jeder Fußgänger unbemerkt vorbeigehen können. Sein Sieg ist erreicht, wenn er zu gleicher Zeit gewöhnlich und distinguiert aussieht. Von den Menschen *seiner* Art erkannt, und von der Menge unbeachtet. Wenn sich Murat „König Franconi" hat nennen lassen, welche Strenge muß doch die Welt in der Verfolgung von derlei eitlen Narren zeigen! Sie sinken noch tiefer hinab als bis zur Lächerlichkeit. *Zu viel* Obacht auf die Toilette ist vielleicht ein noch größeres Laster als Sorglosigkeit. Und ohne Zweifel wird darum das folgende Axiom die anspruchsvollen Frauen erzittern lassen:

L

Wer über die Mode hinausgeht, macht aus sich eine Karikatur.

Wir müssen nun noch den schwersten aller Irrtümer zerstören. Jenen, den eine irrige Erfahrung bei jenen Geistern angerichtet hat, die nicht gewöhnt sind, nachzudenken und zu beobachten. Aber wir werden auf eine despotische Weise und ohne viel Kommentare unser souveränes Gesetz geben und es den Frauen von gutem Geschmack

und den Philosophen der Salons überlassen, darüber zu diskutieren.

LI

Die Kleidung ist nur eine Art Schleier; sie läßt alles im Relief erscheinen, und die Toilette ist viel eher erfunden worden, um die äußeren körperlichen Vorzüge hervortreten zu lassen, als um die Unvollkommenheiten zu verheimlichen.

Es kommt natürlich noch der Zusatz dazu:

LII

Alle Toilette, die mehr zu verheimlichen, zu täuschen, zu vergrößern oder zu steigern sucht, als Natur oder Mode erlauben, ist geradezu lasterhaft.

Deshalb muß auch jede Mode, deren Sinn eine Lüge ist, ein kurzes Leben haben; abgesehen davon, daß sie schlechten Geschmack beweist.

Nach diesen Prinzipien, abgeleitet mit exakter Jurisprudenz, basiert auf Beobachtungen und erhalten auf Grund einer Bilanz strengster Art des männlichen und des weiblichen Selbstgefühls, ergibt sich: daß eine schlecht gebaute, aus der Form gegangene, bucklige oder hinkende Frau aus Höflichkeit zwar den Versuch machen muß, die körperlichen Fehler ihrer Figur zu vermindern; aber sie wäre nicht den Namen Frau wert, wenn sie sich einbilden wollte, daß sie uns irgendwie täuschen kann. Mademoiselle de la Vallière hinkte graziös, und mehr als eine Bucklige versteht es, für ihre Miß-

bildung Revanche zu nehmen durch den Charme des Geistes oder die entzückenden Reichtümer eines leidenschaftlich bewegten Herzens. Wann werden die Frauen endlich begreifen, einen wie großen Vorsprung ihnen doch ein Fehler gibt! Der vollendete Mann oder die vollendete Frau, das sind wirklich die leersten Nullen.

Wir wollen nun diese vorläufigen Überlegungen, die für alle Länder gelten, mit einem Axiom beenden, das keinen Kommentar braucht:

Ein Riß im Kleid ist ein Unglück, ein Fleck ist eine Sünde.

Eine Fortsetzung dieses Traité de la vie élégante ist nie erschienen. Ich glaube aber auch nicht, daß alle die Versicherungen auf eine systematische Durchführung der Abhandlung, die der Text enthält, aufrichtig gemeint waren.



Gavarni

Die Frau comme il faut



Es ist ein schöner Morgen. Paris geht spazieren. Zwei Uhr ist vorbei, aber die fünfte Stunde hat noch nicht geschlagen. Eine Frau kommt uns entgegen. Der erste Blick, der sie trifft, ist wie die Vorrede zu einem schönen Buch. Man ahnt viele hübsche und elegante Dinge. So wie dem Botaniker beim Kräutersammeln in Bergen und Tälern ist uns hier inmitten der vulgären Menge eine seltene Blume begegnet.

Sie ist entweder in Begleitung zweier Herren, von denen wenigstens einer ein Bändchen im Knopfloch hat; oder ein Bedienter in einfacher Livrée folgt ihr in gemessenem Abstande – zehn Schritte etwa – nach. Sie trägt keine auffallenden Farben, keine durchbrochenen Strümpfe, keine reich verzierte Gürtelschnalle, keine Höschen, deren Stickereien um die Knöchel flattern. An ihren Füßen sieht man entweder pflaumenbraune Schuhe, die Bänder kreuzweis gebunden über einen Strumpf aus allerfeinstem Zwirn oder aus einfarbig grauer Seide, vielleicht auch Halbschuhe von exquisiter Einfachheit. Ein recht hübscher, mäßig teurer Stoff macht ihr Kleid, dessen Fasson mehr als einer Bourgeoise auffällt, bemerkenswert: es ist fast immer eine redingote, mit Knoten festgehalten und zierlich garniert mit einer Borte oder spinnwebfeinem Besatz. Die Unbekannte hat ihre

eigene Art, sich in einen Schal oder Umhang zu hüllen, sie weiß den Faltenwurf von den Schultern zu den Hüften so zu arrangieren, daß eine Art Schildkrötenschale sich abzeichnet. Eine Bourgeoise würde dann auch aussehen wie eine Schildkröte; bei ihr ahnt man die schönsten Formen, gerade weil sie sie so gut verbirgt. Wie macht sie das? Das ist ein Geheimnis, das sie bewahrt, ohne darauf ein Patent nehmen zu müssen. Ihr Künstler, Dichter, Verliebte, die ihr die Schönheit als Ideal anbetet, als geheimnisvolle Rosenblüte des Genies, die mit der Technik der Maschinen nichts zu tun hat, geht doch fleißig bummeln und bewundert diese Blüte der Schönheit, die sich so gut zu verbergen und dadurch so gut zu zeigen versteht!

Wenn die kokette Dame geht, so entsteht eine gewisse harmonische, konzentrische Bewegung, daß unter dem Stoffe ihre sanften (oder gefährlichen) Formen zittern wie in der Mittagsonne die Schlange auf dem grünen Rasen. Keiner weiß, ob sie von einem Engel oder einem Teufel dieses graziöse Schwanken gelernt hat, das unter dem langen, schwarzseidenen Schal spielt, den Spitzensaum bewegt, Balsamdüfte ausstrahlt, und das ich die „Brise der Pariserin“ nennen möchte. Arme, Taille, Nacken sind unter der Gewalt einer „Kunst der Falte“, die den zähesten Stoff so zu behandeln weiß, daß man an die Mnemosyne der Alten denkt.

Ja, sie versteht sich auf den „Schnitt des Ganges“, wenn ich mich so (im Jargon der Schneider) ausdrücken darf. Man beobachte nur die Art, wie sie den Fuß vorsetzt! Ihr Kleid schmiegt sich dann so an den Körper, daß wir beim Vorbeigehen ein sonderliches Gefühl spüren, gemischt aus Bewunderung und Begehrlichkeit, aber niedergehalten von aufrichtigem Respekt. Wenn eine Engländerin so zu gehen versucht, sieht sie aus wie ein Grenadier, der zum Angriff auf die Schanze vorschreitet. Die Pariserin ist ein Genie des – Ganges. Die Stadtverwaltung wäre es ihr denn auch schuldig, die Trottoirs asphaltieren zu lassen. Unsere Unbekannte streift beim Gehen keinen Menschen. Will sie an jemandem vorbei, so wartet sie stolz und bescheiden, daß man ihr Platz macht.

Die ganz besondere Distinktion der gut erzogenen Frau zeigt sich vor allem in der Art, wie sie Schal oder Überwurf über der Brust zusammenhält. Sie hat, wie sie da ihre Straße dahinzieht, eine gewisse heitere Würde, ganz wie die Raphaelmadonna in ihrem Goldrahmen. Ihre Haltung, ruhig und nachlässig zugleich, zwingt den unverschämtesten Dandy, ihr zu Diensten zu sein.

Auf dem ganz einfachen Hut sind helle Bänder. Vielleicht auch ein paar Blumen; aber die klügsten dieser Frauen begnügen sich mit den Schleifen; der Federhut verlangt den Wagen, die Blumen sind zu auffallend. Und unter dem Hut sieht man

das frische, ausgeruhte Gesicht einer Frau, die ihrer sicher ist, ohne dabei eingebildet zu sein, die niemand ansieht und alles sieht, deren Eitelkeit, gesättigt durch die stete Befriedigung, über das Antlitz eine Gleichgültigkeit ausstrahlt, die zur Neugier reizt. Sie weiß, daß man sie beobachtet; sie weiß, daß alle – selbst die Frauen – sich umdrehen, um ihr nachzuschauen. Sie aber durchzieht Paris wie die Marienfäden, weiß und rein.

Dieser schöne Typus bevorzugt die wärmsten Breitegrade, die reinlichsten Längegrade von Paris. Man findet sie zwischen der zwanzigsten und dritten Arkade der Rue de Rivoli, auf den Boulevards in dem Teil, angefangen von der heißesten Äquatorgegend der „Passage du Panorama", wo die indischen Produkte blühen, die reifsten Erzeugnisse der Industrie ausliegen, bis zum Kap der Madeleine, oder in den weniger schmutzigen bürgerlichen Vierteln, zwischen Nummer 30 und 150 der Rue du Faubourg St. Honoré. Je nach der Jahreszeit flattert sie auch durch die Champs-Elysées, diese Alleen, die östlich von der Place Louis XV., im Westen von der Place Marigny, im Süden von der Chaussée, im Norden von den Gärten des Faubourg Saint Honoré eingesäumt werden. Nie aber werden Sie diese hübsche Spielart „Frau" in den moralischen Gefilden der Rue Saint Denis treffen, nie im Kamtschatkagebiet schmieriger kleiner Geschäftsstraßen. Nie, wo es

auch sei: bei schlechtem Wetter. Diese Pariser Blumen blühen in südlichem Klima, parfümieren die Promenaden, und wenn es fünf geschlagen hat, verstecken sie sich wie die Blüten, die nur am Tage offen sind.

Die Frauen, die man dann später sieht, die etwas von ihrer Art angenommen haben, ihnen nachäffen wollen, sind Frauen „comme il *en* faut“, „wie man sie eben haben muß“, während die schöne Unbekannte, unsere Beatrice eines Tages die femme „comme il faut“ ist.

Für den Fremden ist es gar nicht so leicht, diese Unterschiede herauszufinden, die geübte Beobachter gleich erkennen. Frauen sind ja gute Schauspielerinnen. Dem Pariser aber sticht es ins Auge: schlecht verborgene Nadeln, ein grobes weißes Band, das rückwärts aus dem gähnenden Schlitz des Kleides hervorhängt, ausgetretene Schuhe, ein auf den Glanz neu hergerichteter Hutputz, eine zu aufgebauschte Robe, eine zu festgeschnürte Taille. Man merkt auch eine gewisse Anstrengung, wenn jene andere — etwas zu früh — die Augen niederschlägt. Es gibt strenge Gesetze für all dies.

Die Bourgeoise aber kann man mit der Frau comme il faut gar nicht verwechseln: die ist das beste Relief für sie. Sieht man die Bourgeoise an, dann begreift man erst den Charme, den die andere übt. Die Bourgeoise ist immer geschäftig, geht bei jedem Wetter aus, geht her und hin,

läuft weg und ist plötzlich wieder da, weiß nie, ob sie in ein Geschäft hineingehen will oder nicht. In allen jenen Dingen, in denen die Frau comme il faut genau weiß, was sie will und was sie tut, ist die Bourgeoise unentschlossen. Sie hebt den Rock in die Höhe, um über eine Pfütze zu gehen, schleppt ein Kind nach sich, das sie zwingt, sich vor jedem Wagen ängstlich zu hüten. Sie ist Mutter in aller Öffentlichkeit und unterhält sich ungeniert mit der Tochter. Sie hat Geld in ihrem Tragkorb und durchbrochene Strümpfe auf den Beinen. Im Winter hat sie eine Boa über einer Pelzpelerine, im Sommer einen Schal und eine Schärpe. Die Bourgeoise versteht sich glänzend auf die Häufung, den *Pleonasmus* der Toilette.

Unsere schöne Spaziergängerin finden Sie, wenn Sie sie wiedererkennen, in der italienischen Oper, in der großen Oper, auf einem Ball wieder. Da ist aber ihr Äußeres so grundverschieden, daß Sie fast glauben, es handle sich um zwei Wesen, die nichts miteinander gleich haben. Die Frau ist hier aus ihrer sie verhüllenden Kleidung geschlüpft wie ein Schmetterling aus der Seidenlarve. Hier bietet sie die Formen, die nachmittags das Kleid kaum andeutet, Ihren Augen zum Entzücken dar wie eine Leckerei. Sie geht ins Theater in keine Loge, die höher ist als der erste Rang (außer in der italienischen Oper), so dürfen Sie in Muße die kluge Rundung ihrer Bewegungen studieren. Die



Gavarni

entzückende Schwindlerin bedient sich der gewissen kleinen politischen Künste der Frau mit einer Natürlichkeit, daß man an Pose und Überlegung gar nicht denkt. Hat sie eine königlich schöne Hand, so wird dennoch der Schlaueste zugeben, daß es absolute Notwendigkeit war, die sie zwang, mit ihren Knöpfen oder Ringelchen zu spielen, sie hin und her zu drehen, nach oben oder unten zu schieben. Wenn ihr Profil glänzend ist, werden wir meinen, daß sie dem Nachbarn ein anmutiges oder ironisches Wort sagt, wenn sie sich zu ihm beugt, um jenen Eindruck des „*profil perdu*“ zu erzeugen, den die großen Maler so gerne gewählt haben, weil dann das Licht auf die Wange fällt, die Nase sich klar abhebt, die Nasenflügel rosig leuchten, die Stirne eine schöne Linie gibt und der Blick glitzerndes Feuer hat, sich aber ins Weite verliert. Noch auf der weißen Rundung des Kinns bleibt bei solcher Profilhaltung ein lichter Schimmer. Wenn sie einen schönen Fuß hat, dann wird sie sich mit der Koketterie einer Katze, die in der Sonne liegt, auf den Divan werfen und die Beine von sich strecken, wir aber werden darin nichts anderes sehen als die natürliche Stellung eines entzückenden Modells, das müde geworden ist.

Nur die Frau comme il faut fühlt sich in ihren Kleidern ganz zu Hause; nichts geniert sie. Sie werden sie nie wie eine kleine Bürgersfrau dabei erwischen, daß sie einen widerspenstigen Ärmel

zurechtzupft, eine ungehorsame Falte herunterzieht, ängstlich nachsieht, ob Kragen und Kleid auch das Amt, treulose Wächter der beiden blitzendweißen Schätzchen ihrer Brust zu sein, erfüllen, oder in den Spiegel guckt, um zu kontrollieren, ob die Coiffüre auch gut sitzt und festhält.

Ihre Toilette paßt immer zu ihrem Charakter, sie hat Zeit genug gehabt, ihn zu studieren, herauszubekommen, was ihr gut steht. Was ihr *nicht* steht, das weiß sie längst. Es ist vielleicht nicht unbedingt nötig, Geist zu haben, um eine Frau comme il faut zu sein, aber es ist nicht möglich, es zu sein, wenn man keinen Geschmack hat. Sie werden sie auch nie beim Ausgang des Theaters herumstehen sehen, sie verschwindet vor Schluß. Wenn man sie einmal zufällig gelassen und vornehm über den roten Läufer der Stiege hinabgehen sieht, dann geht in ihr mancherlei vor. Sie ist „dienstlich" da, sie hat jemandem einen schnellen Blick zuzuwerfen, ein Versprechen zu empfangen. Vielleicht geht sie so langsam über die Stufen hinab, um die Eitelkeit eines Sklaven zu befriedigen, dem sie — manchmal! — gehorcht.

Wenn Sie ihr auf einem Ball oder in einer Gesellschaft begegnen, dann können Sie die natürliche (oder affektierte) Süße ihrer geschmeidigen Stimme hören. Ihre leeren Worte werden Sie bezaubern, denn durch einen unnachahmlichen Trick weiß sie ihnen den Wert eines Gedankens zu leihen.

Der Geist dieser Frau ist der Triumph *bildender* Kunst. Sie wissen nachher gar nicht, was sie gesagt hat, aber Sie sind bezaubert. Sie hat Ihnen mit dem Kopf zugenickt, liebenswürdig die weißen Schultern gesenkt, eine unbedeutende Phrase mit dem Lächeln einer hübschen kleinen Grimasse vergoldet; in ihrem „Eh?“, „Ah“, „Oh“ steckte ein Epigramm Voltaires. Ein Kopfnicken war die bedeutendste Frage, die sie stellte, und in der Bewegung, mit der sie ein Anhängsel tanzen ließ, wohnte ein tiefer Sinn. Mit den geringsten Kleinigkeiten erreicht sie große künstlerische Wirkungen. Sie hat vornehm die Hand über die Lehne des Fauteuils fallen lassen, so wie Tautropfen von den Blättern einer Blume fallen, und — das letzte Wort ist gesprochen, sie hat ein Urteil abgegeben, gegen das es keine Berufung gibt; der Gefühlloseste muß erschüttert sein.

Sie hat es auch verstanden, Ihnen zuzuhören, hat Ihnen die Gelegenheit gegeben, geistreich zu sein. Und ich appelliere an Ihre Bescheidenheit: geben Sie doch zu, daß solche Augenblicke selten sind. Kein ungesunder Gedanke hat Sie im Gespräch mit dieser Frau anfgereizt. Mit einer Bourgeoise können Sie nicht eine halbe Stunde plaudern, ohne daß sie irgendwie ihren Ehemann ins Gespräch bringt. Unsere Frau aber versteht es so gut, ihren Ehestand zu verheimlichen, daß Sie selbst, wenn Sie von dieser traurigen Tat-

sache gewußt haben, das Entdeckertalent des Christoph Columbus brauchen, um sie wieder zu entdecken. Oft genug würden Sie das allein gar nicht fertig bringen. Wenn Sie aber niemanden haben ausfragen können, so bemerken Sie doch, wie die Dame am Ende der Gesellschaft einen Herrn, der weder alt noch jung ist und einen Orden hat, fest ansieht, und wie der darauf nickt und hinausgeht; sie hat ihren Wagen verlangt und geht. Sie sind nicht am Ziele Ihrer Wünsche, aber Sie durften *ihr* nahe sein und gehen zu Bett mit der Verheißung eines wundervollen Traumes, der kommen darf, wenn der Schlaf mit seinem gewichtigen Finger die Elfenbeintore des Tempels der Phantasie geöffnet hat.

In ihrem Hause ist keine Frau comme il faut ohne weiteres zu sprechen; wenn sie empfängt, ist sie klug genug, auf sich warten zu lassen. In ihrer Wohnung ist alles geschmackvoll. Der Luxus ist hier alltägliche Angelegenheit, immer rechtzeitig erneuert. Nichts steht unter Glasturz, nirgends sind jene Gazehüllen zu sehen, die an eine Speisekammer mahnen. Schon im Stiegenhaus wird einem warm. Überall erheitern Blumen die Augen. Übrigens sind die Blumen auch das einzige Geschenk, das sie annimmt, und auch das nur von ganz wenigen Menschen. Die Bukets leben einen Tag, geben Freude und werden durch andere ersetzt. Für diese Frau sind sie

übrigens im Sinne des Orients Symbole, Versprechungen. Auch alle die kostspieligen Kleinigkeiten der Mode liegen in ihrem Zimmer herum; aber man wird doch weder an ein Museum noch an den Laden eines Trödlers erinnert.

Sie treffen die Hausfrau am Kaminfeuer, sie sitzt auf ihrer Causeuse, begrüßt sie, ohne aufzustehen. Hier aber ist die Konversation nicht die gleiche wie auf dem Ball. Dort ist sie Ihre Gläubigerin, empfängt von Ihnen, hier spendet ihr Geist Vergnügen.

Auf solche Nüancen versteht sich die Frau comme il faut ganz ausgezeichnet. Sie schätzt in uns Männern die Bereicherung ihres Salons — und um diesen Punkt bewegen sich heute alle Bemühungen und Sorgen der Frau comme il faut. Deshalb ist sie auch hinreißend kokett mit Ihnen; um Sie nämlich an ihren Salon zu fesseln. Da spüren Sie nun am besten, wie allein heutzutage die meisten Frauen sind, und wie sehr sie wünschen, eine kleine Welt um sich zu haben, deren Brennpunkt sie sind. Es gibt keine Causerie ohne allgemeine Interessen. Das Epigramm aber, dieses Buch in einem Wort, wird nicht mehr wie im achtzehnten Jahrhundert über Menschen oder Dinge geprägt, sondern über elende, vergängliche Begebnisse und stirbt darum mit dem Tage.

Hat diese Frau Geist, so ist es der des Zweifels

an allem; die Bourgeoise, ihr Gegenspiel, sagt zu allem: Ja. Das ist die Kluft zwischen den beiden Typen: Die Bourgeoise ist ohne jeden Zweifel tugendhaft, die Frau comme il faut ist selbst nicht ganz sicher, ob sie's *noch* ist, immer sein wird; sie zaudert, wehrt sich, während die andere glatt „nein“ sagt und — fällt. Diese Ungewißheit in allen Dingen, dieses Unbestimmte gehört zu den letzten anmutigen Dingen, die wir noch in unserem schrecklichen Jahrhundert haben. Sie geht selten in die Kirche, aber sie wird Ihnen über Religion sprechen und Sie zu bekehren suchen, wenn Sie dem guten Geschmack gehorchen und den Freigeist spielen: denn dann hat sie die beste Möglichkeit, jene stereotypen Worte, Kopfbewegungen, Gesten zu machen, die alle diese Frauen untereinander abgemacht zu haben scheinen: „Ah, ah, wie schlecht von Ihnen! Ich habe wirklich geglaubt, *Sie* hätten zu viel Geist, um die Religion anzugreifen. Die Gesellschaft wankt, und Sie wollen ihr die letzte Stütze nehmen. Der Glaube schützt doch jetzt alles Wertvolle: Sie und mich, den Besitz, die Zukunft unserer Kinder. Nein, wir wollen keine Egoisten sein. Der Individualismus ist die Krankheit unserer Zeit, und die Religion ist die einzige Arznei, die da hilft, sie eint die Familien, die Eure Gesetze entzweien ...“ und so fort. Und nun hält sie eine neochristliche Rede, die mit politischen Schlagworten

aufgeputzt ist, weder katholisch noch protestantisch ist, aber dafür „moralisch". O, eine wahre Teufelsmoral, in der man von jeder modernen Heilslehre einen Fetzen entdecken kann. Dieser Discurs zeigt Ihnen, daß die Frau comme il faut ebenso in den Niederungen des Intellekts wie in denen der Politik ihre Heimat hat; und das stimmt prächtig dazu, daß sie umgeben ist von jenen glitzernden aber wenig soliden Produkten einer Industrie, die ihre eigenen Werke rasch zerstört haben will, damit neue an ihren Platz kommen können. Und doch — beim Abschied sagen Sie sich: „Sie hat entschieden eine gewisse Höhe der Anschauung." Sie sind umsomehr davon überzeugt, weil sie Ihr Herz und Ihren Geist mit leiser Hand sondiert hat. Sie hat Sie nach Ihren Geheimnissen gefragt, denn die Frau comme il faut gibt sich den Anschein, von nichts zu wissen, um nämlich Alles zu erfahren. Und es gibt Dinge, die sie nie weiß, selbst wenn sie sie erfahren hat.

Eine einzige Sache an ihr macht Sie nun etwas nervös. Sie haben keine Ahnung, wie es mit dem Herzen dieser Frau bestellt ist. Früher liebten die Frauen der großen Gesellschaft in aller Öffentlichkeit, man setzte es förmlich in die Zeitung; die Frau comme il faut von heute hat ihre hübsche, ordentliche, kleine Passion, nett wie ein Bogen Notenpapier mit seinen Kreuzen, schwarzen und

weißen Köpfen, Seufzern, Orgeltönen, Oktaven. Sie ist ein schwaches Weib und will weder ihre Liebe, noch ihren Mann, noch die Zukunft ihrer Kinder in Gefahr bringen. Denn heute ist weder ein Name, noch eine Stellung, noch ein Vermögen bedeutend genug, um als Flagge die Contrebande auf dem Schiffe zu schützen. Die Zeiten sind vorbei, wo der ganze Adel vortrat, um eine gefallene Frau zu decken.

So hat die femme comme il faut von heute auch nicht mehr wie die große Dame früherer Tage Kampfallüren. Ihr Fuß kann nichts mehr zerschmettern, sie selbst würde zerschmettert werden. Darum ist sie das Weib mit den jesuitischen Halbheiten, hat ein geringes Temperament, hält ängstlich an den Regeln der Gesellschaft und schlängelt sich mit anonymen Passionen zwischen den brandenden Ufern durch. Sie fürchtet ihre Dienerschaft wie eine Engländerin, die immer einen Skandalprozeß vor Augen hat. Dieselbe Frau, die so frei auf einem Ball, so hübsch auf einer Promenade ist, ist in ihrem Hause eine Sklavin. Nur bei versperrten Türen oder in ihren Gedanken ist sie unabhängig. Sie will die Frau comme il faut bleiben; das ist der Sinn ihres Lebens. Die Frau aber, die ihren Mann verlassen hat, die auf eine magere Rente angewiesen ist, keinen Wagen, keine Loge in der Oper hat, keinen Luxus treiben und sich die himmlischen Hilfsmittel der

Toilettekunst nicht leisten kann — dieses ‚Weib' ist heute weder Dame, noch Mädchen, noch Bourgeoise. Sie ist „aufgelöst", in eine *Sache* verwandelt. Die Karmeliterklöster wollen keine verheirateten Frauen; das wäre beinahe Bigamie. Und wird ihr Geliebter sie immer behalten? das ist die große Frage. Die Frau comme il faut darf Anlaß zu Verleumdungen geben, aber nie zu Bosheiten. Ihre Situation ist irgendwo zwischen der englischen Heuchelei und der graziösen Offenheit des achtzehnten Jahrhunderts. Und dieses Bastardsystem enthüllt die ganze Zeit: nichts, was folgt, ähnelt dem, was früher gewesen ist, die Übergänge sind Sackgassen. Es gibt nur noch Nüancen. Die großen Persönlichkeiten sterben aus, gesellschaftliche Qualitäten sind nur noch die Sache einzelner Personen.

Ich bin fest überzeugt, daß keine Frau, und wenn ihre Wiege noch so nahe dem Throne stand, bevor sie fünfundzwanzig Jahre alt ist, die ganze Encyclopädie der Nichtigkeiten sich angeeignet haben kann, die das Wesen der Frau comme il faut ausmacht: die Kenntnis der kleinen Künste, all die wichtigen Nichtigkeiten, die Harmonie der Sinne und Farben, englische Teufeleien, und unschuldige Schlechtigkeiten, Reden und Stummsein, Ernst und Spöttelei, Geist und Dummheit, Diplomatie und Unwissenheit — dieses ganze Handwerkszeug. Indiskrete Leute haben uns gefragt,

ob die schreibende Frau eine Frau comme il faut ist, also eine Frau, wie sie sein soll. Nein, wenn sie nicht gerade Genie ist, ist sie die Frau, wie sie nicht sein soll.

Was meinen Sie eigentlich, *ist* diese Frau? Zu welcher Familie gehört sie, woher kommt sie? Und nun tritt die Frau comme il faut plötzlich in eine Beziehung zur Revolution. Sie ist eine moderne Schöpfung, ein bejammernswertes Zeichen des Triumphes der Zuchtwahl, angewendet auf das schöne Geschlecht. Jede Revolution hat ihr Wort, ein Wort, in dem sie sich erschöpft, das sie charakterisiert. Gewisse Worte, die Jahrhundert um Jahrhundert der französischen Sprache hinzugefügt hat, erklären, — das gäbe eine wundervolle Geschichte. *Organisieren* zum Beispiel, das ist ein Empire-Wort, und in ihm ist ganz Napoleon enthalten. Seit fünfzig Jahren sehen wir der fortschreitenden Nivellierung aller sozialen Unterschiede still zu. Wir hätten die Frauen aus diesem gewaltigen Schiffbruch erretten sollen, aber der Code civile ist mit dem Gleichmachungssystem seiner Paragraphen über ihre Köpfe hinweggeschritten. So schrecklich auch diese Worte sind, sprechen wir sie nur aus: Die Herzoginnen verschwinden, die Marquisen auch, und was die Baroninnen anbelangt, sie haben es nie dahin gebracht, daß man sie ernst genommen hat. Die Aristokratie beginnt erst mit der Vikomtesse. Die Komtessen, die wer-

den bleiben. Jede Frau comme il faut wird mehr oder weniger eine Komtesse sein, Komtesse der Empirezeit oder Komtesse von gestern, Komtesse von altem Blut oder, wie es italienisch heißt, Komtesse der Höflichkeit. Die große Dame, sie ist gestorben mit der ganzen grandiosen Umgebung des vergangenen Jahrhunderts, mit dem Puder, mit den Mouches, mit hohen Stöckeln der Schuhe, mit den Korsetts, die mit Knoten und Schleifen reich geschmückt waren. Die Herzoginnen von heute können durch jede Türe gehen ohne sie durch ihre Reifröcke auszubrechen. Und das Empire hat die letzten Schleppkleider gesehen.

Ich verstehe noch nicht ganz, wie jener Souverän, der seinen Hof mit der Seide und dem Samt der Schleppenkleider auskehren wollte, nicht für gewisse Familien wenigstens das Recht der Erstgeburt und der Majorate durch unzerstörbare Gesetze festgelegt hat. Napoleon hat nicht geahnt, welche Anwendung das Gesetzbuch, auf das er so stolz war, finden würde. Dieser Mann hat Herzoginnen geschaffen und dadurch die Frau comme il faut zur Welt gebracht, ein unmittelbares Produkt seiner Gesetzgebung. Der Gedanke, so von irgend einem kleinen Journalisten, geübt wie ein Kind, das eben aus der Schule kommt, den Hammer in die Hand nimmt, hat die ganze Macht der sozialen Ordnung demolieren können. Heute kann jeder dumme Kerl, der vielleicht anständig seinen Hals über

dem Kragen halten kann, seine stolze Männerbrust mit einer halben Elle Seide panzern, eine Stirn zeigen, auf der verkümmertes Genie unter lockigen Haaren leuchtet, auf zwei Lackescarpins tänzeln — er prahlt mit seidenen Strümpfen, sechs Franken das Paar, — das Lorgnon unter die gerunzelten Augenbrauen halten, und wenn er auch nur der Schreiber eines Anwaltes ist oder der Sohn eines Spekulanten, der Bastard eines Bankiers, so mißt er dennoch unverschämt die hübscheste Herzogin von oben bis unten, entweiht und entwertet sie, während sie die Stiege des Theaters herabschreitet, mit seinem Blick und sagt zu seinem Freunde, der seine Hosen von Blois hat, seine Kleider von Buissard, seine Westen, Handschuhe, Kravatten von Bordier oder Berry und in Lackschuhen einhergeht wie der erste Herzog: „Nun, mein Lieber, das ist eine Frau comme il faut.“

Die Gründe dieses schrecklichen Unglücks will ich Ihnen sagen: Jeder Herzog, — und es gab unter Ludwig XVIII. oder Karl X. welche, die zweimalhunderttausend Livres Rente hatten, ein wundervolles Hôtel, eine prächtige Dienerschaft, — konnte ein Grandseigneur sein. Der letzte dieser französischen Grandseigneurs, der Prinz Talleyrand, ist eben gestorben. Dieser Herzog hat vier Kinder zurückgelassen, von denen zwei Töchter sind. Nehmen wir an, daß er sehr viel Glück gehabt hat in der Art, wie er sie verheiratet hat, so hat

heute jeder seiner Erben doch nicht mehr als hunderttausend Franken Rente. Jeder von ihnen hat wieder mehrere Kinder, und sie sind infolgedessen gezwungen, sehr sparsam in einer Mietswohnung im Rez-de-chaussée oder im ersten Stock eines Hauses zu wohnen. Und wer weiß, ob sie nicht auf der Suche nach einem Vermögen sind? Infolgedessen ist die Frau des ältesten Sohnes nur noch dem Namen nach Herzogin. Sie hat weder ihren eigenen Wagen, noch ihre Leute, noch ihre Loge in der Oper, noch auch ihre Zeit für sich. Sie hat weder sein Appartement in seinem Hotel, noch sein Vermögen, noch seine kleinen kostspieligen Marotten. Sie ist eingeschlossen in der Ehe wie in einem Sarge, nicht anders wie eine Frau der Rue de Saints-Denis in ihrem Kramladen. Sie kauft die Strümpfe für ihre lieben Enkelkinder, sie pflegt sie und überwacht ihre Töchter, die sie nicht mehr ins Kloster geben kann. Die vornehmsten Frauen sind so schließlich schätzenswerte Bruthennen geworden. Unsere Zeit hat jene schönen, weiblichen Blüten nicht mehr entwickelt, die die großen Jahrhunderte geziert haben. Der Fächer der großen Dame ist zerbrochen. Die Frau hat nicht mehr zu erröten, nicht mehr boshaft zu sein, nicht mehr zu flüstern, zu kichern, sich zu verbergen, sich zu zeigen. Der Fächer dient nur noch dazu, sich zu fächeln, und wenn eine Sache nichts anderes mehr ist, als was

sie wirklich ist, dann ist sie zu nützlich, um noch Luxus zu sein.

Alles in Frankreich hat dazu beigetragen, die Frau comme il faut auszubilden. Die Aristokratie hat dazu beigetragen, indem sie sich auf ihre Landsitze zurückgezogen hat, wo sie sich verbirgt, um zu sterben. In das Innere vor den Ideen flüchten die Einen, wie Andere in das Ausland vor den Volksmassen geflüchtet sind. Die Frauen, die die Macht hatten, europäische Salons zu begründen, die öffentliche Meinung zu beherrschen, sie wie einen Handschuh zu wenden, die ganze Welt zu regieren, indem sie die Künstler, die Menschen von Intellekt, die die Welt regieren sollten, *selbst* regierten, haben den Fehler begangen, das Kampffeld zu verlassen, weil sie sich schämten, einen Kampf mit einer Bourgeoisie anzufangen, die, übermütig geworden durch ihre Macht, auf der Szene der großen Welt erschien, um dort vielleicht in Stücke gehackt zu werden, von Barbaren mit Füßen getreten. Dort also, wo die Bourgeois Prinzessinnen sehen wollen, sieht man nur noch junge Damen, die comme il faut sind.

Die Prinzen finden heute nicht einmal große Damen, die sie kompromittieren könnten. Sie können nicht einmal mehr eine Frau, die sie zufällig irgendwo gefunden haben, berühmt machen. Der Herzog von Bourbon war der letzte Fürst, der dieses Privileg ausgenutzt hat, und Gott

allein weiß, wieviel Geld es ihn gekostet hat. Heute haben die Prinzen Frauen comme il faut, die gezwungen sind, ihre Loge mit Freundinnen zu teilen, und die die königliche Gnade nicht um eine Linie in die Höhe heben kann, die ohne Aufsehen zu erregen, zwischen den Wassern der Bourgeoisie und den Wassern der Noblesse einherschwimmen, weder ganz nobel noch ganz Bourgeoise. Die Presse hat die Erbschaft der Frau angetreten. Die Frau hat nicht mehr das Verdienst des gesprochenen Feuilletons, der entzückenden Bosheiten in einer hübschen Sprache zierlich ausgedrückt. Es gibt nämlich geschriebene Feuilletons in einem Jargon, der alle drei Jahre wechselt, in jenen kleinen Zeitungen, die so amüsant sind wie Leichenbitter und so leicht wie das Bleigewicht ihres Gewissens. Die französische Konversation geht vor sich in einer revolutionären Indianersprache, die von einem Ende Frankreichs bis ans andere verbreitet wird durch die endlosen gemeinen Zeitungsspalten, die in einem Hotel gedruckt werden, in dem eine Presse dort knarrt, wo früher elegante Menschen gelebt haben.

Das Totenglöckchen der großen Gesellschaft schlägt, hören Sie nur darauf! Und sein erster Schlag ist dieses moderne Wort „die Frau comme il faut". Die Frau, die aus der Noblesse kommt oder aus der Bourgeoisie in die Höhe gestiegen ist, die überall ihre Heimat haben kann — selbst in

der Provinz — ist der beste Ausdruck der heutigen Zeit. Ein letzter Glanz des großen Geschmacks, des Geistes, der Grazie, der Distinktion, alles das zusammen ist noch da, aber nur ein Glanz. Wir werden in Frankreich keine großen Damen mehr sehen. Aber es wird noch lange Frauen geben, von denen man zu sagen hat: sie sind comme il faut, die von der öffentlichen Meinung in eine Art von Frauenparlament entsendet scheinen, für das weibliche Geschlecht dasselbe bedeuten, was der *gentleman* für England. Das ist der *Fortschritt.* Früher konnte eine Frau die Stimme einer Heringsbändigerin haben, den Gang eines Grenadiers, die Stirne einer kühnen Courtisane, die Haare nach rückwärts gekämmt, einen großen Fuß, eine fette Hand, sie war trotzdem „grande dame“. Heute aber, und wäre sie selbst eine Montmorency, sie wäre keine femme comme il faut, wenn sie *so* aussähe; wenn nämlich jemals die Damen aus dem Hause Montmorency *so* aussehen könnten.



Gavarni

Modeworte

Im Bereiche der Mode gibt es, wie überall im Bereiche menschlichen Wissens, gewisse Vorurteile. So glauben viele Leute, daß sie moderne Menschen sind, nur weil sie sich nach den Vorschriften jener ordinären Journale kleiden, die *wir* mit aller Macht bekämpfen wollen. Diese Meinung ist ein heftiger Irrtum, der überdies alle jene Enttäuschungen verursacht, an denen dann Jene leiden müssen, die so leichtfertig sind, nicht allen Verpflichtungen zu gehorchen, die der gute Geschmack und die Lebensart auferlegt. Es ist noch nicht alles getan, wenn man den Stoff trägt, der dieses Jahr modern ist, seine Kleider bei Blain, seine Roben bei der Victorine machen läßt, seine Wagen von Thomas Baptiste, die Livrée für den Groom aus England und seine Handschuhe von Bodier hat. Um wirklich modern zu sein, muß man auch grüßen, sprechen, singen, sich niedersetzen, reden, essen, trinken, gehen, tanzen, wie es die Mode will und befiehlt. Nun, bisher sind diese hochwichtigen Einzelheiten, diese oft erstaunlichen Beziehungen, diese Schwankungen der Atmosphäre verachtet worden. Aber, offen heraus gesagt: solche Verachtung kam bei denen *vor* uns aus der Unwissenheit, bei unseren Gegnern aus dem Unvermögen.

1) à la mode heißt „modisch“; für unsere Zeit scheint mir das Wort „modern“ entsprechender.

Heute haben aber diese Nüancen wahrlich Wichtigkeit bekommen; denn bei der Nivellierung unseres Lebens, die es mit sich bringt, daß ein Kommis, der zwölfhundert Franken verdient, durch seine graziösen Manieren einen Marquis beschämen kann, so gut wie er ihn durch elegante Kleidung und gelegentlich auch durch gewandte Worte in den Schatten zu stellen vermag, heute erkennen die wirklich vornehmen Leute einander nur noch an den *Nüancen* ihrer Haltung.

Ich will hier einmal von den Modeworten sprechen. Denn die Sprache verrät am besten die Unbildung. Solange ein Affe kein Wort sagt, macht ein Prinz ihm vielleicht einen Diener.

Die neuen Worte, die ein Geschehnis werden läßt, oder die von der Laune der Mode geboren werden, geben der Konversation einen geheimen Nebensinn, einen besonderen Ton — und das allein genügt, ihren Wert zu steigern. Die Worte erscheinen denen, die sie nicht verstehen, tief; denn wo ist bei uns in Frankreich der Mensch, der den Mut aufbringt, zu sagen: „Verehrtester Herr, ich verstehe den Ausdruck, den sie da gebrauchen, nicht . . . ?“

Hat also ein Mensch die Modeworte in seiner Macht, so ist ihm selbst Macht gegeben.

Er hat das Recht, den Naiven, der ihn fragt, was ein Wort bedeutet, unverschämt von oben bis unten anzusehen.

Oder ihm ins Gesicht zu lachen.

Auszurufen: „Wie, Sie kennen diesen Ausdruck nicht?“

Ihn voll grausamer Herablassung dann zu belehren.

Über ihn eine weitschweifige Erläuterung ergehen zu lassen.

Der ganzen Welt zu zeigen, was für ein rückständiger Mensch er ist. Griechisch, arabisch, Sanskrit oder lateinisch zu reden usw. usw.

Gewöhnlich aber gibt bei uns jeder vor die Lösung des Rätsels zu wissen und erstirbt in Hochachtung vor dem, der es ihm aufgegeben hat.

Gehen wir weiter:

Der Mensch, der das Geheimnis der Modesprache kennt, spricht wie kein anderer und erlebt deshalb die Seligkeit, von sich sagen zu hören: „Der Herr hat eine gewisse Art sich auszudrücken ..... Ich weiß nicht, woran es liegt, aber seine Konversation ist so distinguiert ....“

Wir wollen uns ein paar dieser neuen Worte in der Nähe anschauen und beweisen, welcher Gewinn sie für den modernen Menschen sind. Sie kommen zu Besuch in ein Schloß. Nachts im Bett, bevor Sie einschlafen, lesen Sie ein Buch, einen Zeitungsartikel, irgend so etwas ... Wenn man's gelesen hat, gibt jeder sein Urteil ab. Man fragt Sie auch. Sie geben der Hausfrau recht: „Das Buch ist schlecht geschrieben.“ Sie teilen

die Ansicht des Hausherren: „Die Gesinnung des Autors ist gut.“ Sie geben Dem recht: „Es sind schöne Bilder drin“; Jenem: „Die Charaktere kommen gut heraus“; „Aber“, setzen Sie hinzu, „es ist doch nicht ganz das Richtige . . . . . heutzutage . . . . . “

Alle Welt blickt auf Sie.

„Heutzutage müssen Bücher, wie eben alles, *aktuell* sein . . . .“ Dann nehmen Sie den Feuerhaken und schüren, ohne der Gesellschaft einen Blick zu gönnen, im Kamin. Am Tage darauf werden alle das Wort „aktuell“ im Munde führen. Sie werden es am rechten und am unrechten Platz sagen, und *Sie* werden leicht genug erkennen, wer ein Dummkopf ist, und wer Geist hat, wer wirklich — Mann oder Weib — *modern* ist.

Eine gewichtige Persönlichkeit aus der Nachbarschaft kommt zu Besuch. Es ist ein Parvenü aus dem Empire, der herumschreit, aufdringlich ist, immer widerspricht. Man fragt, wie Sie ihn finden.

„Der Mann hat *eine gute Natur* . . . .“

Fragezeichen . . . . .

Ein paar Tage darauf gebraucht eine Dame diesen Ausdruck, wo er gar nicht hinpaßt, und Sie nennen Sie eine — *ganz außerordentlich amüsante Person.*

Man spricht bei einem Großgrundbesitzer über Politik. Am Tische sitzt der Herr Präfekt, Mon-

seigneur der Bischof, Herren von der Regierung, Absolutisten, ein Dutzend Liberale. Beim Dessert wird das Gespräch hitzig. Sie merken, daß auf beiden Seiten die Partie gleich steht. Die Gäste werfen einander Phrasen an den Kopf, die Worte Revolution, Anarchie, Liberalismus, Absolutismus sind die Fahnen der aufgeregten Leidenschaften.

„Ach, meine Herren," sagen Sie da, „wo haben Sie Ihre Gedanken? Was reden Sie von Liberalismus. Der Liberalismus ist tot, seine Zeit ist um." Alle schweigen still.

„Es gibt jetzt etwas Stärkeres, Vollkommeneres, Fortgeschritteneres. Absolutismus — Liberalismus — das sind alte Ideen."

Niemand will alt sein.

„Unser Jahrhundert wird von einer *höheren Idee* beherrscht . . . ."

Dieses Wort ist das *Abacadabra*. Jeder wird Ihnen den Hof machen, um herauszubekommen, was Sie eigentlich damit gemeint haben.

Sie kommen in einen jener Pariser Salons, in dem der gute Ruf eines Menschen gemacht oder zerstört wird, wo man über alle ernsten Angelegenheiten der Mode, des frivolen Lebens diskutiert. Man spricht von Madame Devrient. Die Hausfrau fragt, was Sie über sie denken? und Sie sagen: Gnädige Frau, sie ist *entzückend*.

Zwei oder drei Elegants, die Sie früher geachtet haben, weil Ihre Anzüge einen guten Schnitt

hatten, Ihr Stock richtig ausgesucht, die Krawatte korrekt gebunden, drehen Ihnen nun den Rücken und Sie spüren, daß Sie eine Dummheit gesagt haben.

„Oh, sie ist *charmant*," antwortet Ihnen die Hausfrau. Begreifen Sie? .... *Charmant* war das Wort, das zu ihrem ganzen Wesen, ihrer Toilette paßte. Sie sind kein ganzer Mann mehr; eine Schöne, die nur ein Auge hat, würde Savarin gesagt haben.

Alle Bewunderung, jeder Eindruck wird eben heute wiedergegeben mit dem Worte: Charmant. Göttlich, bewunderungswürdig, entzückend, bah, alter Stil!

Ein Mensch hat nichts, rein gar nichts gesagt, wenn er nicht etwa so spricht: „Ich habe die Confessions gelesen, das Vorwort ist *charmant.*"

Ein Mann, der nicht dieses Wort gebraucht, was ist er? Nein, er ist kein menschliches Wesen mehr. Er sieht den Leuten ähnlich, die den „Constitutionnel" lesen, dazu einen süßen Likör trinken und einen altmodischen Hut tragen.

Charmant ist der Kulminationspunkt der Sprache. Am andern Ende der Skala dieses Wortsystems steht das Wort: *Ekel.* Ein paar alte Damen aus dem Faubourg Saint Germain sagen dafür allerdings eleganter: *Überaus unangenehm.*

Nun, es gibt jetzt allerdings einen Ausdruck, der in Mode kommt, und mit diesem furchtbaren



Gavarni

„charmant“ kämpft, nämlich: sie ist *recht nett.* Und ich will keinen Eid schwören, ob nicht durch die feine Nüance dieser graziösen Schmeichelei das Wort charmant von seiner Höhe gestürzt wird.

Das berühmte „stupider alter Esel“ hat ja auch das schöne gute Wort „stupid“ in Verruf gebracht.

Aber wir wollen uns einmal mit jenen schönen Worten beschäftigen, die immer passen, alles sagen können, jede Diskussion sparen, die wie ein Geldstück sind, mit dem man bar bezahlt.

In unserer Zeit, in der die Poesie gestorben ist, in den Büchern keine Heimat mehr hat, verlangt die Mode, daß alles *poetisch* ist. „Es ist Poesie drin“, das ist eine sozusagen neutrale Phrase. Man kann sie immer anwenden. Sie wollen was von der Taglioni sagen: „Es ist *Poesie* in ihrem Tanz“.

Und doch, es gibt noch ein mächtigeres Wort: „Das ist *dramatisch.*“ Mit diesen paar Worten schlagen Sie erbarmungslos jede kritische Unterhaltung nieder. Sie werfen mit ihnen ein ganzes Jahrhundert und seine Idee den Zuhörern an den Kopf. Zum Beispiel: Bonaparte — wie dramatisch! Dieses Buch — wie dramatisch! Was soll einer dann noch sagen?

Wenn Sie mit einem jungen Mädchen am Ufer eines stillen, klaren Wassers stehen, an einem schönen ruhigen Abend, so sagen Sie ihr doch: „Wie *dramatisch!*“

Ein Leichenzug kommt vorbei, sagen Sie nur Ihrem Nachbar: „Wie dramatisch!“ Ein Geschworenengericht, Frilay, Bouquet — wie dramatisch! Der Hof — wie dramatisch! Das Zuchthaus: Drama. Überall ist das Drama da, nur nicht im Theater.

„Es ist Poesie darin“ — „Wie dramatisch!“ in diesen zwei Ausdrücken ist das Geheimnis derer beschlossen, die sich abzappeln, bekannt zu werden. Mit ihnen bist du auf der Höhe, du verstehst sie, und deine Sprache paßt zu deinen Kleidern. Kurz, du bist *ein Mensch deiner Zeit.*

Es wäre geradezu geschmacklos von allen den altklugen großen Kindern, die sich in der literarischen Welt bewegen — und wäre einer von ihnen auch fünfzig Jahre alt — anderes zu sagen als: „Das ist ein Mann, der *eine Zukunft hat*, er ist eine *Hoffnung.*“

Und schließlich, ob sich's nun um Malerei, Verse, Prosa, den Orient, Spanien, Griechenland, das Volk, den König, die Renaissance, den Faubourg Saint Antoine, meine Szenen aus dem Privatleben oder meine „Scènes populaires“, um „Böse Buben“, die „Konfession“, die „Deux Fous“ handelt, wir beehren uns, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß man glauben würde, Sie kommen von Monomotapa, wenn Sie nicht sagten: „Das ist *wahre Natur.*“

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Wenn Sie sagen: „Das ist *wahre Natur*", dann müssen Sie ein starres Gesicht machen, das mit der geistreichen *Maske* Ihrer gewöhnlichen Physiognomie kontrastiert; Maske ist übrigens auch ein Modewort, und es bringt Sie in die nahe Verwandtschaft der Mitglieder der Société des antiquaires oder der Academie des inscriptions et belles lettres.

Der Mann von Talent, der derlei Worte erfindet oder sie in Mode bringt (was das Gleiche ist), wirft sie nachlässig hin. Er gebraucht sie, aber er nimmt das nicht *tragisch*. Und dann fliegt das Wort von Mund zu Mund. Es macht Glück, es gibt dem Geist, der Toilette eine eigene Marke. Es ist der Firnis, der das Bild verschönt. Die elegante Welt nimmt es auf; aber die elegante Welt spürt auch mit wunderbarer Exaktheit, wann die Stunde, der Tag, die Minute gekommen ist, in der dieses Wort stirbt oder lächerlich wird.

Und man muß schon recht viel Takt haben, um zu ahnen, ein wie langes Leben so ein Wort gerade hat. Da ist die Klippe. Es ist nämlich ebenso gefährlich, ein verbrauchtes Wort zu gebrauchen, als es nicht richtig auszusprechen oder es nicht am richtigen Platze anzuwenden.

Ein rückständiger Jüngling, der Wirkung machen will, indem er etwas „*pyramidal*" nennt, ist ebenso lächerlich wie ein Dandy, der einen Tropenhelm trägt, oder ein Rentier, der seinem Töchterchen ein Kaleidoskop mitbringt, um sie zu über-

raschen. Deshalb glauben wir, etwas Gutes zu tun, wenn wir in allem Respekt die künftigen Deputierten, die bald in Paris tagen werden, darauf aufmerksam machen, daß es eine parlamentarische Formel gibt, die schon ein wenig gealtert und entsetzlich abgebraucht ist, nämlich: „Meine Herren, wir geben Ihnen zu überlegen . . .“

Der *positive* Mann, die *positive* Frau — Worte, die zu altern beginnen, „*Junge Leute*“ – das klingt komisch, „*Ernsthafte Männer*“ – man sagt es noch. Männer, die *den Kopf hoch tragen*, eine *breite Brust haben*, das zieht nicht.

„Das ist *ordinär*“ – das wird allmählich ein recht gewöhnlicher Ausruf, aber das Ordinäre selbst, erhält sich *unentwegt*.

„Mein Leben ist *ohne Farbe*.“ – „Er hat sein Leben *seines Glanzes beraubt*“. – „Vom Leben *verlangen, was es nicht hat* . . .“ das sind Ausdrücke, die nicht mehr im Kurse sind. Aber: „*sich eine Existenz zerstören*“, das ist noch modern.

Zurzeit gibt es auch eine gewisse Art, die Worte zu setzen, die pittoreske Effekte in der Konversation hervorbringen. Man setzt die nicht Eingeweihten durch barbarische Beredsamkeit in Erstaunen und Verwunderung. „Victor Hugo?“ „Oh ja, er hat *etwas Dramatisches machen* wollen.“

„Das Ministerium hat versucht, *etwas Absolutismus zu machen*.“ – „Der Journalist hat sich Einfluß *gemacht*.“

Oder man putzt seine Rede mit einer fachmännischen *Phraseologie* auf: „Es ist in diesem Werke eine ganz eigenartige *Psychologie.*“ Oder: „Wenn dieser Roman nur eine *besser angelegte Fabel* hätte.“ „Oh! mein Herr, diese wunderbare *Trilogie* von Beaumarchais . . .“

Wird noch über Philosophie gesprochen? Oh ja! Aber wer du auch seist, denke daran, daß du für immer verloren bist, wenn du nicht auf das sorgfältigste auf die Mode achtest. Denn wenn du Worte gebrauchst, die mit „*tät*“ endigen, wie *Objektivität*, *Subjektivität*, *Identität*, *Varietät*, *Simultanität*, *Spontanität* und so weiter, der Meister aber sich in Worten ausdrückte, die mit „*ismus*“ enden, wie zum Beispiel *Sensualismus*, *Idealismus*, *Dogmatismus*, *Kritizismus*, *Buddhismus* usw., oder wenn du gerade die „*ismusse*“ willst, wenn er die „*ione*“, wie *Affektion*, *Sensation*, *Inspiration*, *Argumentation* in den Mund nimmt, — dann wirst du für einen Dummkopf gehalten.

Ein anderes Beispiel: während der Äquinoktialstürme ist es gestattet, seinen Gedanken in folgenden Satz einzuwickeln: Die Macht der Reproduktion der Reflexion erstreckt sich nicht bis zu gewissen Phänomenen, denn wenn die Reflexion eine Totalität ist, so ist sie eine verwirrte Totalität.“ An den Tagen hellen Sonnenscheins aber kannst du eine klarere Sprache gebrauchen und zum Beispiel sagen:

„Der Sensualismus vertieft sich durch die Sensation in die sensible Welt."

Und auf jeden Fall, wenn du in einer Diskussion steckst und dein Gegner dir überlegen zu sein scheint, dann nimm das Wort und sage: „Mein Herr, Sie sind nicht *logisch*, und es wäre mir sehr lieb, wenn Sie sich auf einen *rationelleren* Weg begeben würden . . ."

Das ist eine anständige Art, ruhig zu sagen, daß er Unsinn redet. Wenn man von Lamartine spricht, oh! die ganze Welt wird Ihnen zuhören, wenn Sie kühn sagen: „Er gehört der Schule der *Lakisten* an . . ."

Wir glauben zur Genüge durch diese Einleitung – aber ich entdecke, daß ich *natürlich* spreche, ich bitte um Verzeihung! — ich wollte sagen, durch diese „Prodrome" bewiesen zu haben, von welcher Wichtigkeit es für alle Menschen, die Wert darauf legen, sich *nicht* verständlich zu machen, ist, auf dem Laufendem gehalten zu werden über die Neuerungen der Mode auf diesem Gebiete.

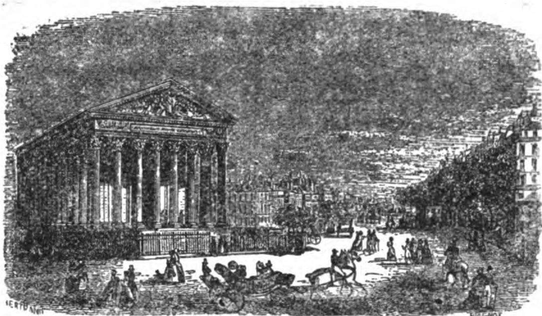
— — — — — — — — — — — — — — — — — —



Bertall

Geschichte und Physiologie der Boulevards von Paris

Von der Madeleine zur Bastille



Bertrand Madeleine und Boulevards

Jede Hauptstadt hat ihr poetisches Werk, in dem sich ihr Wesen ganz besonders ausspricht, in dem sie ihr ganzes Wesen zusammenfaßt, wo sie auf eine ganz außerordentliche Art sie selbst ist. Die Boulevards sind heute für Paris das, was für Venedig der Canal grande war, was die Corsia dei Servi für Mailand ist, der Korso in Rom, die Perspektive (eine Imitation des Boulevards) für Petersburg, die Linden für Berlin, der Busch von Haag für Holland, die Regent Street für London, der Graben für Wien, die Puerta da Sol für Madrid. Aber von allen diesen Herzen der Städte ist keines den Pariser Boulevards zu vergleichen. Der Graben, kaum so lang wie der kleinste unserer Boulevards, erinnert an eine sonntäglich aufgeputzte Bourgeoise. Die „Linden" sind eine Straße so traurig wie der Boulevard Pont-au-Choux; sie wecken die Erinnerung an Provinz-Postkutschen, und an ihrem ersten Eck stehen Hotels, die aus-

sehen wie Stadtgefängnisse. Die Perspektive in Petersburg erinnert nur so weit an unsere Boulevards, wie ein Talmidiamant an den wirklichen... Es fehlt die belebende Sonne einer Seele, die Freiheit . . . sich über alles lustig zu machen, die dem Pariser Stadtspaziergänger eigen ist. Die Sitten des Landes verbieten es außerdem, daß dort drei Menschen miteinander reden, oder an einer Straßenecke stehen bleiben, selbst wenn der Grund dazu nur ein Kamin ist, der zu stark raucht . . . Und jene Abendstunden, die in Paris schön und reizend sind, bedeuten auf der Perspektive gar nichts. Immerhin, die Bauwerke sind merkwürdig; und wenn nicht in der Kunst das Material etwas so Wesentliches wäre, so könnte ein unparteiischer Schriftsteller immerhin zugeben, daß die architektonische Dekoration, an gewissen Stellen wenigstens, den Wettstreit mit den Boulevards aufnehmen mag. Aber wohin man auch sieht: überall Uniformen, Federhüte und Soldatenmäntel! Nicht eine einzige Gruppe, wo ein kleines Geschwätz entsteht, es gibt nie was Überraschendes zu sehen, weder Freudenmädchen noch Freude.

Sogar die Lumpen, in die sich das Volk hüllt, sind eintönig. Das Volk! – immer der gleiche Schafspelz, der sich fortbewegt. Übrigens auch in Regent Street: Immer derselbe Engländer, immer derselbe schwarze Rock und immer derselbe Regenmantel. In Petersburg erstarrt das Lächeln

auf den Lippen, aber in London öffnet die Langeweile die Lippen unaufhörlich auf eine weniger angenehme Weise. Hat man die Wahl zwischen London und Petersburg, dann wird alle Welt den Spiegel der Natur dem der menschlichen Gestalt vorziehen. Auf der Perspektive, da fühlt man, daß es nur einen Zar gibt; in London: so viel Lords, so viel Zaren. Das ist wahrhaftig zu viel.

Der Grand Canal ist ein Kadaver. Der Busch im Haag ist nur eine weite Kolonie von Landhäusern reicher Leute. Und die Corsia dei Servi, – ich will wirklich keinen Hochverrat gegen Österreich begehen, – aber sie ist allzu sehr tapeziert mit Spionen, um einen eigenen Charakter zu haben. Dagegen in Paris! Oh! in Paris, da gibt es Freiheit für die Intelligenz, da ist das Leben. Ein merkwürdiges und fruchtbares Leben, ein mitteilsames Leben, ein heißes Leben, ein Leben geschwinder, wie Eidechsen eilender Menschen, ein Leben in der Sonne, ein künstlerisches, ein amüsantes Leben, ein Leben voll von Kontrasten. Der Boulevard, der sich niemals gleich bleibt, spürt alle Erschütterungen des Pariser Lebens. Er hat seine melancholischen Stunden, seine lustigen, seine einsamen und seine heftig bewegten, seine keuschen und seine lüsternen.

Um sieben Uhr in der Früh ertönt noch kein Schritt auf dem Pflaster; nicht ein Rad knarrt auf der Straße. Der Boulevard steht frühestens um

acht Uhr auf, dann hört man das Geräusch von ein paar Cabriolets, den schweren Tritt vereinsamter bepackter Briefboten, die Rufe einiger Arbeiter, die in ihren Blusen in die Werkstätten gehen. Noch bewegt sich kein Vorhang, die Läden sind geschlossen wie die Austern. Es ist ein Anblick, den sehr wenig Pariser kennen; die sehen doch



den Boulevard immer nur in seinem Schmucke. Sie glauben ja auch wie ihr geliebtester Kritiker, daß die Hummern rot auf die Welt kommen. Um neun Uhr wäscht sich der Boulevard, sozusagen, die Füße. Die Läden öffnen ihre Augen und zeigen dabei eine abscheuliche Unordnung im Innern. Ein paar Augenblicke später aber ist der Boulevard geschäftig unruhig wie eine Grisette, und ein paar Paletots, die zum Nachdenken geben, werfen Schat-

ten auf das Trottoir. Gegen elf Uhr rollen die Cabriolets zu den Verhandlungen, zu den Zahlungen, zu den Advokaten, den Notaren. Sie befördern Keime zu neuen Bankerotten, befördern die kleinen Börsianer, man sieht den Schatten der Geschäfte, der Intrigen auf ihren nachdenklichen Ge-



Bertall

sichtern, gelegentlich ein noch etwas verschlafenes Glück über hochgeknöpften Gehröcken; es fahren die Schneider, die Hemdenmacher, kurz die Welt von Paris, die früh aufsteht und zu tun hat. Um zwölf Uhr hat der Boulevard Hunger, frühstückt, die Herren von der Börse kommen. Schließlich von zwei bis fünf, da erreicht das Leben seine Höhe. Der Boulevard gibt gratis seine Galavorstellung. Seine dreitausend Läden funkeln, und

das große Gedicht der Schaufenster singt seine farbigen Strophen – von der Madeleine bis zur Porte Saint-Denis.

Die Passanten sind Komödianten, ohne es zu wissen. Sie spielen den Chor der antiken Tragödie. Sie lachen, lieben, sie leiden und sie lächeln, sie schneiden Gesichter, in denen Tiefsinn oder Hohlheit steckt. Man kann nicht über zwei Boulevards gehen, ohne einen Freund oder einen Feind zu treffen, ein Original, das zu lachen oder zu denken gibt, einen Armen, der nach einem Sous begehrt, einen Vaudevillisten, der ein Sujet sucht. (Der eine ist ebenso unverschämt in seinen Ansprüchen wie der andere, nur hat er mehr Geld.)

Nun ist es Zeit, das „Theater der Toilette“ zu sehen. So viel Menschen, so viel verschiedene Kleider. So viel verschiedene Kleider, so viel verschiedene Charaktere. An schönen Tagen zeigen sich auch die Frauen, aber nicht in großer Toilette. Die Toiletten sieht man in der Avenue des Champs-Elysées oder im Bois. Die eleganten Frauen, die über die Boulevards gehen, tun es nur, um rasch irgendeine Laune zu befriedigen, das Vergnügen am Handeln, am Einkaufen zu haben. Sie gehen rasch vorbei und wollen keinen erkennen.

Das Leben von Paris, seine wirkliche Physiognomie, konnte man im Jahre 1500 in der Rue Saint-Antoine sehen. 1600 auf der Place Royale; 1700 auf dem Pont-Neuf; 1800 im Palais Royal.

Alle diese Plätze waren, der eine nach dem andern, das, was jetzt der Boulevard ist. Und ihr Boden ist leidenschaftlich bewegt worden, so wie heute der Asphalt des Boulevards unter den Füßen der Börsianer auf der Terrasse des Café Tortoni zittert.

Schließlich hat auch der Boulevard selbst seine Schicksale gehabt. Erst im Jahre 1800 ließ der Boulevard ahnen, was er eines schönen Tages sein sollte. Von dem Stück Erde zwischen der Rue du Faubourg du Temple und der Rue Charlot, wo ganz Paris herumwimmelte, ist das Leben im Jahre 1815 zum Boulevard du Panorama übersiedelt. 1820 hatte es sich auf dem Boulevard „de Gand" festgesetzt, und jetzt schiebt es sich allmählich nach der Madeleine zu. Im Jahre 1860 wird das Herz von Paris auf dem Fleck zwischen der Rue de la Paix und der Place de la Concorde schlagen. Diese Übersiedlungen des Pariser Lebens haben ihre Gründe. Im Jahre 1500 war der Hof im Chateau des Tournelles unter der Protektion der Bastille zu Hause. Im Jahre 1600 wohnte die Aristokratie auf der berühmten Place Royale, die Corneille besungen hat, ebenso wie man eines schönen Tages die Boulevards besingen wird. Der Hof ging dann bald nach Saint-Germain, bald nach Fontainebleau, ein andermal nach Blois; der Louvre war nicht die letzte Stätte des Königtums. Als Ludwig XIV. sich für Versailles entschloß, wurde der Pont Neuf die große Arterie, die die ganze Stadt durchpulste,

da ja ein jeder über ihn von einem Ufer zum andern ging. Im Jahre 1800 gab es keinen solchen Mittelpunkt mehr, man suchte Amüsement, wo es eben zu finden war.

Die Schaubühnen von Paris standen auf dem Boulevard du Temple, also war der Boulevard du Temple die Stadt, und Désaugiers feierte ihn in seinem berühmten Chanson. Die Boulevards waren damals nur vorzügliche Landstraßen, die zu den Vergnügungsorten führten! .... Als die Bourbonen 1815 das wache Leben Frankreichs in die Kammer verlegten, wurde der Boulevard die Hauptstraße der ganzen Stadt. Trotzdem ist die Höhe und der Glanz des Boulevards erst ungefähr im Jahre 1830 erreicht worden. Sonderbarer Weise war es der nördliche Teil, der in Mode kam. Die Pariser kaprizierten sich darauf, nur auf dieser Seite zu gehen. Der südliche Teil hatte keine Passanten, also keinen Wert; da es für die Läden weder Kunden noch Käufer gab, wurden sie einem Handel ohne Luxus und Würde ausgeliefert. Auch diese Bizarrerie hatte ihren Grund. Paris lebte damals ausschließlich zwischen der Nordseite der Stadt und den Quais. Aber innerhalb von fünfzehn Jahren hat sich ein *neues* Paris zwischen den Hügeln des Montmartre und der Südseite entwickelt. Von nun an beginnen die beiden Seiten an Eleganz zu rivalisieren, und sie kämpfen miteinander um die Gunst der Spaziergänger.

Die Geschichte der Boulevards wie die Geschichte des Kaiserreichs hat recht elende Anfänge. Gibt es einen Pariser von vierzig Jahren, der sich nicht an jene kommunale Barbarei erinnert, die so lange an der Eingangsstelle jedes Boulevards Pfähle stehen ließ, an denen sich die schwangeren Frauen anstoßen mußten oder auch zerstreute Leute, deren



Bertall

Augen so beschäftigt waren, daß sie diese Balken nicht bemerken konnten, und mit den Bäuchen an sie anrannten? Es gab nicht weniger wie tausend schwere Unfälle im Jahre dadurch, und — man lachte darüber .... Die barbarische und stupide Erhaltung dieser Pfähle durch dreißig Jahre charakterisiert die Art der französischen Verwaltung, besonders die der Stadt Paris, die die ungeschickteste, die schleuderhafteste von allen ist und dazu

die, der am wenigsten einfällt. Bei Regenwetter waren die Boulevards eine unerträgliche Kloake. Schließlich unternahm es der Auvergner Chabrol, uns diese schändliche Pflasterung mit Lavasteinen zu geben. Ein anderes Charakteristikum unserer Munizipalverwaltung! Man läßt aus dem Innersten der Auvergne vulkanische, poröse, nicht haltbare Platten kommen, während doch die Seine Granit von den Küsten des Ozeans hätte herführen können. Und dieser Fortschritt wurde von den Parisern wie eine Wohltat begrüßt, obwohl diese Wohltat es nicht erlaubte, daß drei Personen nebeneinander stehen oder gehen konnten.

Auch heute noch werden Verbesserungen sehnlichst erwartet. Die Boulevards müßten gleichmäßig mit Asphalt gedeckt sein und nicht halb mit Pflastersteinen, halb mit Asphalt; denn man denkt in Paris ebenso mit den Füßen wie mit dem Kopf. Und dieser Wechsel in der Pflasterung beunruhigt den Kopf. Die Chausseen sollten reichlich, ja sogar kokett angelegt werden, in der Art, wie man es jetzt in der Rue Montmarte versucht hat. Schließlich müßte der Grund und Boden von einem Ende bis zum andern gleich gemacht und die Porte Saint-Denis freigelegt werden. Aber die Boulevards werden erst wirklich würdig unserer Stadt Paris sein, wenn eine radikale Änderung in dem Bau der Fronten und Fassaden eingetreten ist, und wenn man dann ebensogut im Freien wie

unter Dach wird gehen können, ohne entweder glühende Hitze oder Regen fürchten zu müssen. Der Neubau all der Häuser würde aber so teuer sein, daß er ein Ding der Unmöglichkeit ist. Trotzdem könnte man schon ausgezeichnete Resultate erreichen durch Balkons, die man in der Art von Erkern oder auch fortlaufend anlegen müßte. Und



Bertall

warum soll man nicht am Ende jeder Allee von der Place de la Concorde bis zur Place de la Bastille einen klaren Springbrunnen murmeln lassen? Was für Bäume, was für Vegetation müssen wir heute auf den Boulevards sehen! . . . Hat man wirklich den Wasserstand der Seine am Quai de Billy nur deswegen erhöht, um ihn dann wieder beim Pont Louis XVI. in die Seine abzuleiten, dann gibt es nur eine Erklärung: es war eine Kinderei oder eine Mythe. Und trotz alledem —

zu keiner Zeit und in keinem Lande hat es Aussichtspunkte, Promenaden, Sehenswürdigkeiten gegeben, die denen zu vergleichen sind, die die Boulevards herzuzeigen haben, angefangen vom Pont d'Austerlitz, an dessen Ende der Jardin des Plantes liegt, bis zur Madeleine, wo die Place de la Concorde und die Champs-Elysées anschließen.

Und nun wollen wir es machen, als ob wir auf der Imperiale eines Omnibus säßen, und diesen Fluß, diese breite, allerdings trockene Seine befahren, ihre Physiognomie studieren.

Von der Madeleine bis zur Rue Caumartin da geht man nicht spazieren. Das ist ein Platz, beherrscht durch unsere Imitation des Parthenon, die ja eine große und schöne Sache ist, was immer man auch darüber sagen mag, und die nur leider durch die infamen Skulpturen der Cafés, die an den Seiten stehen, verunziert wird. Die Gasse, die auf der Südseite parallel zum Boulevard läuft, entfernt die Passanten von den Läden, und die Häuser auf der rechten Seite stehen ja erst seit einem Jahre. Dieses Stück des Boulevards erwartet seine Schicksale von der Zukunft. Sie werden glänzend sein, besonders wenn man die Straße im Süden beseitigt. Bis zu der demnächst bevorstehenden Umwandlung des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten in Warenhäuser aber ist diese ganze Zone so gut wie

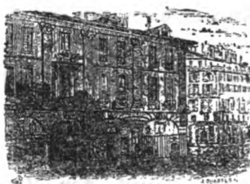
verloren. Man geht vorbei, aber man geht hier nicht spazieren. Dieser Teil hat kein Leben, trotzdem die Passanten in der Regel gut angezogen, elegant und reich sind.



Rue Caumartin



Rue de la Paix



Das Haus Lullis

Bertrand

Es ist auch die gefährlichste Stelle der Boulevards: fünf Straßen münden hier. Es ist die schlüpfrigste: das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten steht ja da. Und das ist vielleicht auch der Grund, weshalb kein Mensch dort stehen bleiben will; die Politik hemmt die

Bewegung; aber man wird die Politik abschaffen. Solange die Rue Basse-du-Rempart, diese letzte kleine Gasse der Gegend, bestehen bleibt, wird es auf diesem Boulevard weder Lustigkeit noch Eigenart geben, keine Bummler und darum auch keine Käufer für die Läden. Ihr Hausbesitzer, seid doch klug genug, um hunderttausend Franken hier zu säen, die dann Millionen tragen werden! Ueberdies hat der Bummler hier immer zu stark das Gefühl, gesehen zu werden. Der Pariser kann es nicht leiden, Schaustück für die Bewohner der ersten Stockwerke zu sein.

Das Haus am Eck der Rue Caumartin ist eines der berühmtesten des achtzehnten Jahrhunderts. Mademoiselle Guimard [1]) wohnte hier, bis sie in ihr eigenes Hotel in der Rue de la Chaussee d'Antin zog. Man kann noch am runden Erker der Ecke die in den Stein gehauenen Embleme der Oper sehen. Auch dieses Haus wird eines Tages niedergerissen werden wie das von Lulli, das auch an einer Ecke stand (nämlich der Rue Neuve des Petits Champs und der Rue Sainte-Anne), und wo er seine Unterschrift sozusagen auf die Mauer gesetzt hatte; man sieht nämlich unter den Skulpturen die Geige, mit der er sein Vermögen gemacht hat.

In der Rue de la Paix ist alles anders; hier gibt es immer eine Menge von Passanten. Früher ein-

1) Die große von Fragonard gemalte Tänzerin.

mal endete der Boulevard in Wirklichkeit hier. Ganz Paris ging durch die Rue de la Paix, um zu den Tuilerien zu kommen. Die Rue de la Paix ist die zukünftige Antagonistin der Rue Richelieu; sie wird die moderne Rue Saint-Denis sein.



Pavillon d'Hannovre



Chinesisches Bad

Bertrand

Wenn man diesen Punkt erreicht hat, dann ist man im Herzen des heutigen Paris, das zwischen der Rue de la Chaussée d'Antin und dem Faubourg Montmartre schlägt. Dort beginnen jene bizarren und wundervollen Bauwerke, die alle eine Art phantastisches Märchen sind, eine Seite aus Tausend und einer Nacht. Zuerst der Pavillon de Hanovre und das große Haus gegenüber, von Simon aufgebaut, um den Gärten des Marschalls

Richelieu die Aussicht zu nehmen. Ganz Paris geht da vorbei, ohne daran zu denken, daß es um diese Bauten einen zwanzigjährigen Prozeß gab, den der Marschall zuletzt verlor; und man muß wahrhaftig an die Regierungszeit des „bon plaisir“ glauben in einer Zeit, wo der König selbst im Parlament Unrecht bekam. Nun kommen die chinesischen Bäder, eine der kühnsten kommerziellen Unternehmungen, eine Millionen kostende Annonce, eine ewige Reklame und, sonderbar genug, errichtet in der Zeit des Empire.

Wenn auf den Boulevards die schönen und merkwürdigen Bauwerke, wie die Maison Dorée eines ist, oder die mit den großen Balkons, nicht zwischen anderen schmutzigen und elenden Bauwerken ohne Geschmack, ohne Schmuck stünden, dann könnten sie wahrhaftig, was die Phantasie der Architektur anbelangt, mit dem Grand-Canal in Venedig den Wettkampf aufnehmen.

Nun sehen Sie sich gut den Eingang in die Rue Grand-Batelière an, an jeder Ecke sind Häuser ohne Größe, ohne jeden Charakter und in der Mitte so viel Glanz! Würden Sie glauben, daß eines dieser Häuser das des Jokey-Club ist? Finden Sie es nicht merkwürdig, daß seine Mitglieder, reiche und elegante Leute, nicht genug Nationalgefühl haben, um die edle Konkurrenz mit den Londoner Klubs aufzunehmen, deren Herrlichkeiten selbst die königlichen Wohnsitze

übertrifft. Einem früheren Tapezierer, der aus innerer Neigung Architekt geworden ist, verdankt man die berühmte Maison Dorée, und auf der andern Seite steht das ungeheure Bauwerk, das ein großer Schneider Buisson den Boulevards geschenkt hat, im Hofe eines Hotels erbaut, in dem die Spieler von Paris fünfunddreißig Jahre lang sich aufgeregt haben. Da war Frascati, dessen



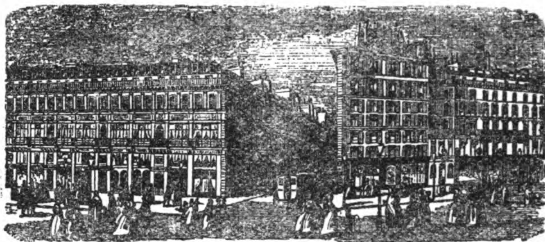
Bertall

Name andächtig der Nachwelt überliefert wird, Rivale des Café Cardinal gegenüber. Staunen Sie doch über diese Revolutionen auf dem Grund und Boden von Paris! Nur mit der Garantie eines Mietvertrages von neunzehn Jahren und gegen eine Jahresmiete von fünfzigtausend Francs errichtet ein Schneider diese kolossale Architektur, und er wird dabei, wie man sagt, eine Million verdienen. Zehn Jahre früher aber wurde das Haus des Café Cardinal, dessen Rez-de-chaussée allein heute vierzigtausend Francs einträgt, für

zweimalhunderttausend Francs verkauft. Buisson und Janisset, das Café Cardinal und die Petite Jeanette (ach wieviel Dejeuners, wieviel Geschäfte, wieviel zärtliche Geschenke, wieviel Schicksale in ein paar Worten!) sind der Kopf der Rue Richelieu. Ist da nicht die Küche, die Garderobe, die Diamanten, also ganz Paris beisammen? Denn um diese Dinge dreht sich ja alles.

Und nun, wie anziehend, wie berückend ist erst die Atmosphäre zwischen der Rue Taitbout und der Rue Richelieu? Wer weiß das nicht? Wenn Sie einmal hier sind, dann ist Ihr Tag verloren, falls Sie ein Mann von nachdenklicher Art sind. Sie träumen einen unwiderstehlichen Traum von Gold und bunten Dingen. Man ist zur gleichen Zeit allein und in Gesellschaft. Da sind die Gravüren der Kunsthändler, die Theaterstücke vom Tage, die Leckereien der Cafés, die Brillanten der Bijoutiers, und alles das verwirrt und erregt. Der ganze große, luxuriöse Handel von Paris hat hier seine Heimat. Kostbare Edelsteine, Stoffe, Gravüren, Bücher. Der Polizeipräfekt sollte den Armen untersagen, hier vorbeizugehen, denn sonst müssen sie sogleich zum Enteignungsgesetz greifen.

Und die kleine Lorette kommt unweigerlich durch eine der vier oder fünf Straßen, die sie bevorzugt, und plötzlich ist der nachdenkliche Mensch wie ein Jäger, der den Horaz liest und plötzlich vor sich Flüge von Rebhühnern sieht. Man weiß



Bertrand — Maison Dorée



Bertrand — Café Frascati



es einzurichten, daß man sich trifft, Rendezvous werden ausgemacht. Man verläßt den Kampfplatz der Börse, um in die Restaurants zu gehen, tauscht also eine Magenverstimmung für die andere ein. Ist denn Tortoni nicht zugleich Vorrede und Schlußkapitel der Börse? Die Klubs von Paris sind fast alle da vertreten, die berühmten Künstler ebenso und die bekannten reichen Leute. Die Oper



Bertrand Vor dem Théâtre des Variétés

und ihre tausend Beine kommen jeden Augenblick vorbei. Die Cafés sind märchenhaft ausgestattet. Zehn Theater, das von *Comte* eingeschlossen, glänzen in der Umgebung. Dieser Punkt von Paris hat das Palais Royal getötet. Jeder hat dort das Gefühl, reich zu sein, er kann sogar glauben, geistreich zu sein, weil man sich immer an geistvollen Leuten reibt. Es fahren da so viel Wagen, daß man ein paar Augenblicke lang glaubt, selbst

auch nicht zu Fuß zu gehen. Eine schwindelnde Bewegung erfaßt einen. Es ist gefährlich, da stehen zu bleiben, es sei denn, man hat Gelegenheit zu einer Plauderei oder einem interessanten Gedanken. Und das ist der Grund, weshalb man in Paris mit hundert Louis Rente glücklicher ist als in London mit fünfzig Millionen Vermögen und in Petersburg mit fünfzigtausend Leibeigenen als Einkommen.

Von der Rue Montmartre bis zur Rue Saint-Denis wechselt dann die Physiognomie des Boulevards ganz und gar trotz den Bauten, die einen gewissen Charakter haben, und unter denen man vor allen das prachtvolle Hotel Lagrange bemerkt, wo jetzt die Teppiche von Aubuisson bewahrt sind. Aber dennoch — man hat das gewisse Haus im babylonischen Stil vergeblich gebaut, das Gymnase zeigt vergeblich seine kleine kokette Fassade; etwas weiter ist der Bazar Bonne-Nouvelle, ebenso schön wie irgendein venetianischer Palast, vergeblich wie auf die Drehung eines Feenringes hin aus der Erde hervorgeschossen. Alles das, vergebliche Mühe! . . . Hier sind die Passanten nicht mehr elegant, die schönen Kleider sehen aus wie in der Verbannung, der Künstler, der Gesellschaftslöwe wagt sich nicht mehr in diese Gegend. Die uneleganten Provinzmassen, handelslustig, in schlechten Schuhen, aus der Rue Saint-Denis, du Faubourg, du Temple, aus der Rue Saint-Martin kommen hierher. Alte Hausbesitzer, zurückgezo-

gene Bourgeois zeigen sich; und das ist nun doch eine recht andere Welt!

Übrigens zeigt sich ganz dasselbe Phänomen in Petersburg, wo das Leben auf der Perspektive zwischen der Morskaia und dem Palais Anikoff konzentriert ist. In Paris bringt ein einziger Boulevard als Intervall diese totale Änderung. Die Auslagen haben nicht mehr jenen kühnen Schmuck, jenen Luxus in den Einzelheiten, jenen Reichtum, der die Boulevards zwischen der Rue de la Paix und der Rue Montmartre geradezu zu Gedichten macht. Die Waren sind andere, denn die schamlose Boutique, wo jeder Gegenstand 25 Sous kostet, zeigt hier ihre vergänglichen Produkte. Die Phantasie empfängt hier jene Reize nicht mehr, die ein paar Schritte früher so vielfältig auf sie wirkten.

Dieser Kontrast ist so überdeutlich, daß der Geist von ihm sofort ergriffen wird. Es kommen einem andere Ideen, man läßt seine Fünffrankenstücke ruhig in der Tasche, wohlverstanden wenn man welche hat.

Aber wenn wir nun noch bis zur Porte Saint-Denis gehen, die der Munizipialrat seit zwanzig Jahren freizulegen versucht, ohne daß es ihm gelingt, oh! dann bekommen trotz dem originellen Anblick der weiten Fläche, die sich da öffnet, die Füße Lust, zurückzugehen, wenn schon ein Geschäft einen genötigt hat, sich in diese Bezirke vorzuwagen. Dieser Boulevard zeigt eine solche

Menge von Blusen verschiedener Art, zerrissenen Kleidern, Landleuten, Arbeitern, Karren, kurz — Volk, daß jede ein wenig reinliche Toilette schon eine entzetzliche Dissonanz bewirkt, einen wohlbemerkten Skandal.

Wir sehen hier wieder die Albernheit der Stadtverwaltung; die erglänzt in voller Sonne. Zehn Schritte von der Port Saint-Denis läßt man seit fünfzig Jahren einen Brunnen stehn, der nur den Zweck hat, Wasser herzugeben. Da ist nun ein entsetzlicher Sumpf entstanden, den zu durchwaten bei jedem Wetter unmöglich ist, zwanzig Meter rundum nichts als Schmutz, eine wahre Schande für diesen Fleck Erde. Warum? Ich fordere hundert Gemeinderäte auf, mir das zu erklären, so etwas zu rechtfertigen. Dieser Boulevard war immer ein schändlicher Pfuhl. Man hat dort hundert Jahre lang eine kleine, einen Meter hohe Mauer stehen lassen, die eine Winkelgasse vom Boulevard trennte. Vor der sogenannten Passage du Bois de Boulogne gab es eine kleine Stiege, wo einmal die berühmte Guimard sich den Fuß beim Herabgehen verstauchte. Ganz Paris war in Aufregung deswegen, aber die kleine Mauer blieb weiter stehen. Noch fünfzig Jahre nach diesem Unglücksfall. Und wenn Lafayette, den das Volk dort im Jahre 1852 der Verräterei beschuldigt und ausgepfiffen hat, sich unter der Pumpe einen Schnupfen geholt hätte, so hätte sie wahrschein-



Bertall

lich eine noch hundert Jahre längere Existenz gehabt. Die Unglücksfälle, die eine unglückliche Einrichtung verursachen, scheinen in Paris diesen Einrichtungen nur eine sichere Existenz zu verschaffen. Ich weiß, man heißt nicht umsonst, ‚Prefet de la Seine', man muß also überall dieses Wasser verkaufen. Aber warum soll man das Wasser nicht in Flaschen füllen und in Läden verhandeln? Gibt es in der Gegend keinen Winkel, wo die Stadt elegante Reservoirs ähnlich denen der Rue de l'Arcade errichten könnte?

Und nun sind wir auf der populären Seite der Boulevards. Vom Theater der Porte Saint-Martin bis zum türkischen Café hat das Volk von Paris die Boulevards unter seinen Schutz genommen. Und so führt in die Theater der Erfolg nicht bloß Zuhörer, sondern einfach die „Nation", die die Faubourgs bewohnt. Das Chateau d'Eau ist nie von den populären Romanschreibern verleumdet worden. Von zwölf Uhr bis vier Uhr kann man die übliche Szene vom Korporal und der Amme Tag für Tag, wenn schönes Wetter ist, mitansehen.

Diese Zone ist der Boulevard des Italiens fürs Volk. Allerdings nur am Abend. Am Morgen ist hier alles tot, ohne Aktivität, ohne Leben, ohne Charakter. Am Abend, ja da gibt es erschreckend viel Leben. Acht Theater rufen fortwährend nach Zuschauern, fünfzig Verkäuferinnen bieten im freien Winde Eßwaren an und liefern jenem Volk seine

Nahrung, das zwei Sous für den Bauch opfert und zwanzig Sous für die Augen. Es ist der einzige Punkt von Paris, wo man wirklich die berühmten „cris de Paris“ hört, wo man das Volk herumwimmeln sieht, Lumpen zu schauen sind, daß ein Maler staunen muß, und kühne Blicke, die einen Hausbesitzer in Schrecken versetzen müssen. Der selige Bobèche war da einmal zu Hause, eine der berühmten Persönlichkeiten dieses Winkels und wie eben viel berühmte Leute ohne rechte Nachfolger. Sein Gehilfe nannte sich Galimafrée. Martinville hat für die beiden berühmten Hanswürste jene Texte geschrieben, die Kinder, Soldaten und Amme so lachen machten, diese Persönlichkeiten, deren Kostüme dem berühmten Boulevard seinen Charakter geben, seine innere Wahrheit.

Das Haus des Restaurant Deffieux machte den letzten Versuch in diesem Quartier die Konkurrenz mit den oberen Boulevards aufzunehmen. Dieser Bau und der des Ambigu und des Cirque sind Versuche, die keine Nachahmung gefunden haben. Die andern Theater, die Häuser, alles das ist nach den häßlichsten Modellen konstruiert, die Gips-Ornamente ohne Dauer, alles ist mißlich und bemitleidenswert. Aber das Ganze erzeugt doch einen bizarren Effekt, dem die Originalität nicht fehlt. Der berühmte „Cadran-Bleu“ hat nicht ein Fenster, nicht ein Stockwerk, das den gleichen Stil hat. Und das Café Türc ist für die Mode,

was die Ruinen von Theben für die Zivilisation sind.

Nun aber beginnen bald die verlassenen Boulevards, wo es keine Spaziergänger mehr gibt, die Ländereien dieser königlichen Promenade. Die Langeweile ergreift einen dort, die Atmosphäre der Fabriken ist schon von weitem zu spüren. Nichts Originelles ist mehr zu sehen, der Rentier geht



Bertall

hier, wenn er gerade will, in seinem Schlafrock herum, und an schönen Tagen sieht man Blinde, die ihre Kartenpartie machen. *In piscem desinit elegantia.* Dort stellt man auf Tischen kleine Palästchen aus Eisen oder aus Glas auf, die Läden sind abscheulich, die Auslagen schmutzig.

Der Kopf ist die Madeleine, die Füße sind der Boulevard des Filles-du Calvaire. Das Leben und die Bewegung beginnt erst wieder auf dem Boulevard Beaumarchais, weil da ein paar Trödler ihre

Läden haben, und weil sich die Bevölkerung um die Julisäule herum gerne ein wenig ansammelt. Es gibt dort auch ein Theater, das bisher von Beaumarchais aber nur den Namen hat.

Weiterhin ist der Boulevard Bourdon — aber das ist nicht mehr Paris, das ist das Land, das ist die Vorstadt, das ist die große Heerstraße, die Majestät der Wüste. Aber es ist immerhin einer der herrlichsten Orte von Paris. Die Aussicht ist überwältigend. Es ist ein römisches Ausstattungsstück ohne Zuschauer. Die Brücke von Austerlitz, die Seine, wo sie am breitesten ist, Notre Dame, der Jardin de Plantes, die Halle der Weinhändler, die Insel Saint Louis, weite Speicher, die Julisäule, die Gräben der Bastille, die Salpetrière, das Panthéon, alles ist hier grandios.

Wahrlich das Ende dieses Pariser Dramas ist so großartig wie sein Anfang..

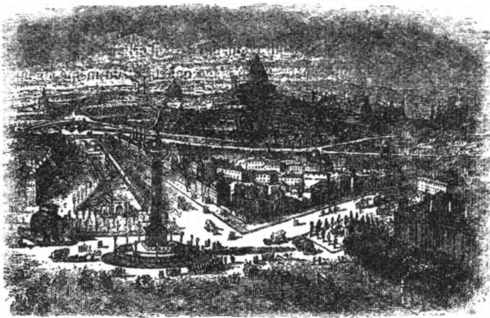
Wenn man im guten Trab eines englischen Pferdes von der Place de la Concorde bis zur Madeleine und zum Pont d'Austerlitz fährt, so mag man in einer Viertelstunde das Gedicht Paris gelesen haben, angefangen vom Siegesbogen der Etoile, wo die Gestalten von dreitausend Soldaten wieder aufleben, bis zum Palais, wo dreitausend Verrückte noch leben. Vom Garde-Meuble bis zum Museum, vom Schaffot Ludwig XVI., das jener ägyptische Stein deckt, bis zu dem ersten Schuß, der in der Revolution unter den Augen Beaumarchais abge-



Gavarni

geben wurde, der seinerseits wieder das erste Bonmot abgab, zehn Jahre vor dem ersten Büchsenschuß; von „Torrelles“, wo der „*König von Frankreich*“ zur Welt kam, bis zur Kammer, wo er durch den *König der Franzosen* zum Tode kam. Die Geschichte von Frankreich, besonders die letzten Seiten, sind auf den Boulevards aufgezeichnet.

Jetzt aber bereitet sich eine große Konkurrenz gegen die Boulevards vor. Heute gehen die distinguierten Leute schon in den Champs Elysées in der südlichen Seitenallee spazieren; aber der gleiche Mangel an Voraussicht, der die Boulevards in der Regenzeit unbenutzbar macht (und es regnet in Paris ja meistens), wird noch lange den Erfolg der großen Avenue der Champs Elysées hindern. Caveant consules! Ich habe das meine getan.



Bertrand



Bertall

Philosophie des Pariser Ehelebens

In der eleganten Chaussée d'Antin

Erstes Kapitel

Ehelicher Spätsommer

Wenn man auf einem bestimmten Höhen-, Breiten- oder Längengrade des ehelichen Ozeans angelangt ist, so tritt ein kleines chronisches Leiden auf, das nicht allzu verschieden von Zahnschmerzen ist. Ich bemerke, Sie wollen mich unterbrechen, um zu sagen: „Ja, aber wie mißt man denn die Tiefe in diesem Meer? Wie kann denn ein Mann wissen, daß er auf diesem Punkte der Seestraße angelangt ist? Und vor allem, wie vermeidet man die Klippen?" Verstehen Sie mich recht. Man kann ebensogut nach zehn Jahren Ehe als nach zehn Monaten Ehe dort sein. Es hängt ganz von der Art ab, wie das Schiff geht, von seinen Segeln, von dem Winde, der Stärke und Art der Strömung; vor allem aber von der Bemannung. Immerhin haben die Seeleute wenigstens den einen Vorteil, daß es nur eine Art gibt, wie sie messen können, wo ihr Schiff segelt. Für die Ehemänner aber gibt es tausend Arten herauszufinden, wo sie gerade sind.

Karoline, früher Ihr liebes Lämmchen, Ihr süßes Schäfchen, die nun aber Ihre Frau Gemahlin ist, lehnt sich ein wenig *zu* stark auf Ihren Arm, wenn Sie auf den Boulevards spazieren gehen, oder sie

findet es distinguierter, gar nicht Arm in Arm mit Ihnen zu gehen. Oder sie bemerkt jetzt mehr oder weniger junge, mehr oder weniger gut angezogene Herren, die sie früher gar nicht gesehen hat, trotzdem der Boulevard ganz schwarz vor lauter Hüten war, und mehr Männerstiefel auf seinem Trottoir geklappert haben als Frauenschuhe.

Oder: Sie kommen nach Hause, und sie sagt: „Ach, es ist nur der gnädige Herr", statt auszurufen: „Ah, da ist Adolf!", was sie früher mit einer Bewegung, einem Blick, einem Ausdruck gesprochen hat, daß alle Sie neidisch anstaunten und dachten: „Gott sei Dank, endlich eine glückliche Frau." Diesen Ausruf einer Frau gibt es in zwei Phasen und Tönen: Einmal, wenn sie noch aufrichtig ist, und das andere: wo sie bei dem: „Ah, das ist Adolf!", schwindelt. Wenn sie nämlich sagt: „Ach, es ist nur der gnädige Herr", dann findet sie es nicht einmal mehr der Mühe wert, Komödie zu spielen.

Oder: Sie kommen ein bißchen spät nach Hause, um elf Uhr, um Mitternacht, und sie — schnarcht; das ist schon ein ganz schreckliches Symptom. Oder sie zieht ihre Strümpfe vor Ihnen an. (Das kommt nämlich im Eheleben einer *Lady* nur ein einzigesmal vor, am Tage darauf geht sie mit irgendeinem Offizier nach dem Festlande durch und denkt nun nicht mehr daran, so etwas zu tun.) Oder ... ach ja, es gibt noch viele Beispiele.

Diese Bemerkungen richten sich an Seeleute oder an Ehegatten, die sich schon mit dem Wetter und Seegang auskennen. Nun gut, auf diesem Punkte des Ozeans, der nahe jenem Sternbild ist, über dessen Namen eine anzügliche Bemerkung zu machen, ein zu billiger Witz wäre, unwürdig dieser höchst ernsthaften Arbeit, zeigt sich also eine elende, grauenhafte Misère, die man mit einem klugen Wort die „*eheliche Mücke*" genannt hat[1]), und die ist von allen Stechfliegen, Moskitos, Bremsen, Flöhen und Skorpionen die zudringlichste; vor ihr kann noch kein bisher erfundenes Moskitonetz schützen. Diese eheliche Mücke sticht nicht sofort, sie beginnt damit, um Ihre Ohren herumzusummen, und Sie wissen noch nicht, was eigentlich los ist.

Karoline sagt zum Beispiel bei irgendeiner gleichgültigen Gelegenheit im natürlichsten Ton der Welt: „Madame Deschars hatte gestern ein sehr schönes Kleid an."

Adolf antwortet: „Ja, sie zieht sich mit Geschmack an."

Karoline erwidert: „Ihr Mann hat ihr das Kleid geschenkt. Ja, ein Kleid um vierhundert Franken. Es ist aus dem allerbesten Sammet."

„Vierhundert Franken!" ruft Adolf und macht dazu das Gesicht des Apostels Thomas.

1) „Taon conjugal" sagt Balzac, was französisch ebenso grotesk klingt wie die „eheliche Mücke".

„Ja, und dazu hat er ihr zwei Breiten Stoff extra geschenkt, damit sie es später neu herrichten kann, und eine Bluse dazu."

„Der arme Deschars ist wirklich praktisch", antwortet Adolf, mühselig einen Witz versuchend.

„Nicht alle Männer sorgen so für alles!" sagt Karoline.

„Wieso?"

„Aber Adolf! Es ist doch wirklich sehr aufmerksam, an den Stoff zum Ausbessern zu denken, und ihr eine Extrabluse zu schenken, damit das Kleid auch noch benützt werden kann, wenn sie es umändern will oder dekolletiert gehen."

Adolf sagt sich: „So, Karoline will also ein neues Kleid."

Der arme Mann! .... Einige Zeit später schenkt Herr Deschars seiner Frau ein neues Schlafzimmer, dann läßt Herr Deschars die Diamanten seiner Frau neu fassen. Herr Deschars geht nie ohne seine Frau aus, oder er geht nie anders als Arm in Arm mit seiner Frau. Wenn *Sie* Karoline, der lieben Karoline, irgend etwas nach Hause bringen, so ist es nie so hübsch wie das, was Herr Deschars nach Hause gebracht hat. Wenn Sie sich die geringste heftige Bewegung erlauben oder einmal ein lautes Wort sagen, so werden Sie sofort die wie eine Natter zischende Antwort bekommen: „Monsieur Deschars würde sich nie so benehmen." „Schau doch, wie Herr Deschars so etwas macht."

Und schließlich und endlich taucht das Bild des Herrn Deschars jeden Augenblick in Ihrer Ehe auf, bei jeder Gelegenheit. Die Worte: „Denk doch einmal darüber nach, ob Herr Deschars sich jemals erlauben würde...“, sie sind förmlich ein Damoklesschwert. Aber eine Nadel, die sticht, ist viel ärger als ein Schwert, und diese Worte sind Nadeln, Deine Eitelkeit aber das Nadelkissen, in das Deine Frau sie immer wieder hineinbohrt, sie wieder herausnimmt, sie wieder hineinsteckt, wobei sie eine Menge Gründe vorschützt und die freundschaftlichsten, zärtlichsten Ausdrücke gebraucht und überhaupt wirklich ganz entzückend und freundlich ist. Adolf, solange von der Mücke gestochen, daß er förmlich tätowiert aussieht, tut zum Schluß das, was jede gute Polizeiverwaltung, jede Regierung, alle Kunst der Strategie auch tut. (Lesen Sie darüber nur das Werk von Vauban über die Angriffs- und Verteidigungstechnik der Festungswerke.) Er entdeckt Madame Fischtaminel, eine junge, elegante und etwas kokette Frau, und er appliziert sie der etwas kitzlichen Haut von Karoline wie ein Pflaster.

Du lieber Mann, der Du so oft ausrufst: „Ich weiß wirklich nicht, was meine Frau eigentlich hat“, Du wirst diese Seite transcendentaler Philosophie noch küssen, denn Du findest hier den Schlüssel zu dem Charakter aller Frauen, wenn man aber auch so viel von ihnen weiß wie ich, so heißt

das noch nicht, daß man sie kennt. Sie kennen sich ja selber nicht. Schließlich aber hat auch Gott selbst sich über die einzige, die er zu lenken gehabt hat, und die zu schaffen er für gut gefunden hat, geirrt.

Karoline läßt es sich nicht nehmen, Adolf zu jeder Zeit ein klein wenig zu stechen, sie tut es auch gerne, aber dieses Recht, gelegentlich Wespen auf seinen „Partner“, man gestatte den geschäftsmäßigen Ausdruck, loszulassen, ist ein Recht, das nur die legitime Gattin hat. Adolf ist ein Ungeheuer, wenn er auf seine Frau eine einzige unschuldige Fliege losläßt. Wenn es Karoline tut, so sind das charmante kleine Späße, eine hübsche Art zu scherzen, damit das Leben zu Zweien lustiger wird. Und vor allem — sie hat die besten Absichten, wenn sie's tut. Bei Adolf aber ist so was eine Grausamkeit, Unkenntnis des Frauenherzens, vor allem aber wohlüberlegter Plan, um ihr Kummer zu machen. Allein das alles ist noch nichts. Karoline fragt:

„Sie haben also Frau Fischtaminel so, so gern? Hat sie so viel Geist, oder sind die Manieren dieser Spinne so verführerisch?“

„Aber Karoline . . . .!“

„Oh! bitte, geben Sie sich keine Mühe, Ihren sonderbaren Geschmack zu leugnen,“ antwortet sie und verhindert Adolf die ganze Sache abzustreiten. „Ich merke schon lange, daß Ihnen diese Hopfen-

stange (Madame Fischtaminel ist nämlich mager) besser gefällt als ich. Schön, schön. Treiben Sie's nur weiter so.... Sie werden schon bald spüren, wer ich bin und wer sie...."

Verstehen Sie, mein Lieber? *Sie* dürfen Karoline nicht verdächtigen, nicht sagen, daß ihr Herr Deschars auch nur sympathisch ist. Aber Sie, Sie *lieben* Madame Fischtaminel! Und nun wird Karoline geistreich, und zwei Mücken stechen statt einer.

Tags darauf fragt sie ganz harmlos wie ein Kind: „Nun, und wie weit sind Sie mit Madame de Fischtaminel?" ...

Wenn Sie ausgehen, so sagt sie: „Geh' nur, mein Freund, such' Dir nur Deine Vergnügungen!" Denn wenn eine Frau eine Wut auf eine Rivalin hat, dann greift sie, und wäre sie eine Herzogin, zu Invektiven, und sie scheut vor der Ausdrucksart der Marktweiber nicht zurück, alles ist ihr als Waffe recht. Karoline aber überzeugen wollen, daß sie sich irrt, ihr beweisen wollen, daß Sie mit Madame Fischtaminel gar nichts haben, das würde viel kosten. Das ist eine Dummheit, die ein Mann von Geist in der Ehe nicht begeht: er verliert dabei seine Macht und ruiniert seine Nerven.

Ja, mein lieber Adolf, Du bist unglücklicherweise in der Jahreszeit angelangt, die man so klug den „Altweibersommer der Ehe" genannt hat. Und jetzt mußt Du — was etwas sehr Hübsches

ist — Deine Frau zurückgewinnen, Deine liebe Karoline, Du mußt sie zärtlich um die Taille nehmen, und Du mußt der beste aller Ehegatten sein, zu erraten versuchen, was ihr gefällt, und ihr Vergnügen bereiten, statt zu tun, was Du willst. Von nun an gibt es nur noch dieses *eine* Problem für Dich.

Zweites Kapitel

Zwangsarbeit

Wir wollen vor allem das folgende Axiom, das (unserer Meinung nach) eine ganz funkelnagelneue Wahrheit ist, festlegen:

Axiom.

Die meisten Menschen haben wenigstens etwas von jenem Geist, den eine schwierige Situation erfordert, wenn sie auch nicht ganz genug Geist für diese Situation haben.

Mit den Ehemännern also, die nicht die nötige Kraft für ihre Position haben, sich hier zu beschäftigen, ist überflüssig. Da gibt es keinen Kampf, man lege sie zu den Toten: sie haben zu resignieren.

Adolf sagt sich also: Die Frauen sind Kinder, man schenke ihnen ein Stück Zucker, und sie springen wie die verwöhnten Kinder; nur muß man immer ein Stückchen Zucker für sie haben, es ihnen in die Höhe halten, und ... der Geschmack am Zucker darf nicht vergehen. Die Pariserinnen (Karoline ist natürlich eine Pariserin) sind sehr eitel und sehr genäschig! ... Man regiert die Menschen nicht, man macht sich keine Freunde, außer man richtet sich nach ihren Lastern, man

schmeichelt ihren Leidenschaften. Ich werde es tun: Dann gehört meine Frau mir!

Einige Tage später, nachdem Adolf inzwischen die Aufmerksamkeiten für seine Frau verdoppelt hat, sagt er ihr:

„Hör' mal, Karoline, wir wollen uns heute einmal amüsieren! Du mußt Dein neues Kleid anziehen (jenes gewisse Kleid nach dem Muster von Madame Deschars), und wir wollen in die Variétés gehen, uns das dumme Stück da ansehen."

Diese Art von Vorschlägen macht Ehefrauen immer gut gelaunt. Sie machen sich also auf den Weg. Inzwischen hat Adolf bei Borel im Rocher de Cancale ein nettes kleines Diner im Tête-à-Tête bestellt. Auf dem Boulevard ruft er plötzlich, als käme ihm eben dieser noble Einfall: „Da wir schon in die Variétés gehen, wollen wir auch im Restaurant essen."

Karoline ist sehr froh über dieses scheinbar zufällige Glück, richtet sich häuslich in einem kleinen Salon ein, wo der Tisch schon gedeckt ist, und alles so nett und kokett ausschaut, wie es eben Borel für jene Leute macht, die Geld genug haben, um die Freuden dieses Lokals zu bezahlen, dessen eigentlicher Zweck es ist, den Großen der Erde in jenen Augenblicken zu dienen, in denen sie sich zu der niedrigen Menschheit herablassen.

Die Frauen essen nur sehr wenig, wenn sie zu einem Diner eingeladen sind. Ihr geheimer Pan-

zer geniert sie, das Paradekorsett, und sie fühlen die Gegenwart vieler Frauen, deren Augen und deren Zunge gleich zu fürchten sind. Ihre Gourmandise geht nicht aufs Gute, sondern aufs „Schöne“: Krebse saugen, gratinierte Wachteln, den Flügel eines Auerhahns benagen; und vor allem muß es einen Fisch geben, dessen Ge-



Bertall

schmack durch eine jener Saucen, die den Ruhm der französischen Küche ausmachen, gewonnen hat. Frankreich beherrscht die Welt durch den guten Geschmack in der Zeichnung, in den Moden usw.; die Sauce aber ist der Triumph der Küche. Und darum sind Grisetten, Bürgersfrauen und Herzoginnen gleich entzückt durch so ein nettes kleines Diner, bei dem auch ein wenig ausgezeichneter Wein serviert wird, von dem man

nur einen Schluck trinkt, und dessen schönes Ende jene Früchte sind, die man nur in Paris bekommt; besonders wenn man dann dieses kleine Diner im Theater verdauen kann, wo man in einer guten Loge sitzt und auf die liebenswürdigen Dummheiten hört, die entweder auf der Bühne gesagt werden oder ihr ins Ohr geflüstert zur Erklärung jener anderen Torheiten, die auf der Szene gesprochen werden. Nun, die Rechnung im Restaurant macht hundert Franken, die Loge kostet dreißig, der Wagen, die Toilette, neue Handschuhe, ihr Bukett und der Rest ebenso viel. Diese galante Aufmerksamkeit kostet also alles zusammen hundertundsechzig Franken, das macht so ungefähr viertausend Franken im Monat, wenn man häufig in die große Oper, in die italienische Oper oder in die komische Oper geht. Viertausend Franken im Monat, das verlangt nach unserem Gelde ungefähr zwei Millionen Kapital. Aber – Ihr eheliches Glück ist siegreich erkämpft! Und Karoline sagt dann zu ihren Freundinnen jene Dinge, die ihrer Ansicht nach für Adolf sehr schmeichelhaft sind, zu denen ein Ehemann von Geist aber ein recht saures Gesicht machen muß.

„Seit einiger Zeit ist Adolf wirklich charmant. Ich weiß wirklich nicht, wodurch ich alle seine Liebenswürdigkeiten verdient habe, aber er überhäuft mich mit seinen Aufmerksamkeiten. –

Und dazu hat er noch jene Art von Delikatesse, die gerade auf uns Frauen so viel Eindruck macht . . .

Am Montag hat er mich in den Rocher de Cancale geführt, und als wir fertig diniert hatten, behauptete er, daß die Küche bei Véry mindestens ebenso gut ist wie die bei Borel, und da haben wir die Geschichte, wie ich sie Ihnen erzählt habe, am andern Tag wiederholt, nur daß er mir dann zum Dessert eine Loge in die Oper geschenkt hat. Man gab „Wilhelm Tell", wie Sie wissen, gerade meine Leidenschaft . . ."

„Sie sind sehr glücklich", antwortet Madame Deschars etwas trocken und mit schlecht verborgenem Neid.

„Aber verdient denn nicht eine Frau, die ihre Pflichten gut erfüllt, solches Glück? . . ."

Wenn so ein entsetzlicher Satz aus dem Munde einer verheirateten Frau kommt, dann ist es ausgemacht, daß sie ihre Pflicht tut, so wie es die Schuljungen machen, um eine Belohnung dafür zu bekommen. In der Schule will man irgendeine Begünstigung, Befreiung von irgendeiner Arbeit erlangen, in der Ehe hofft man auf einen Schal, ein Schmuckstück. Von „Liebe" ist also keine Rede.

„Aber, meine Liebe" (Madame Deschars ist nämlich etwas verletzt), „*ich* bin vernünftig. Deschars hat auch einmal solche Dummheiten ge-

macht[1]), ich habe ihn zur Vernunft gebracht. Hören Sie auf mich, meine Teure: wir haben zwei Kinder, und ich gestehe, daß hundert oder zweihundert Franken für mich, die ich eine Familienmutter bin, Bedeutung haben ..."

„Ach, gnädige Frau", sagt jetzt Madame Fischtaminel, „ist es nicht schließlich besser, wenn unsere Ehemänner in unserer Gesellschaft so dinieren, als wenn sie ..."

„Deschars? ..." ruft plötzlich Madame Deschars ihren Mann, steht auf, grüßt und empfiehlt sich. So geschieht es, daß Herr Deschars (ein Mann, der durch seine Frau zu einer Null gemacht worden ist), nicht das Ende dieses Satzes hört, der ihn aufklären würde, daß man sein Vermögen *auch* mit „exzentrischen Frauen" aufessen kann.

Karoline, in ihrer Eitelkeit sehr geschmeichelt, stürzt sich also in den süßen Genuß des Hochmutes, der Genäschigkeit, was alles beides Kardinalsünden (aber süße) sind. Adolf gewinnt, wie man beim Rennen sagt, Boden, aber, lieber Gott, — das ist eine Anmerkung, über die man eine Fastenpredigt halten könnte, — die Sünde hat

1) Die *Lüge* ist eine dreifache Todsünde — nämlich Lüge, Hochmut und Neid, — aber von der Art, die sich die frommen Leute gestatten; Madame Deschars ist nämlich eine sehr devote Frau, wenn sie auch ein wenig gallig ist, und sie fehlt nie bei einem Gottesdienst in Saint-Roche, seitdem sie mit der Königin zusammen bei einem Wohltätigkeitsfest gebettelt hat.

wie alle Lust ihren Stachel in sich selbst. Das süßeste Laster ist tyrannisch; alle Süße ist vergangen, wenn ein einziges Rosenblatt das Glück stört. Der Mann muß, wenn er einmal auf diesem Wege ist, immer auf ihm weiter. Immer und immer.

Axiom:

Laster, Höflinge, das Unglück und die Liebe – sie kennen nur die Gegenwart.

Nach einer Zeit, deren Dauer schwer zu bestimmen ist, sieht sich Karoline einmal beim Dessert in den Spiegel. Sie bemerkt, daß auf ihren Wangen rote Flecken blühen und daß ihre Nasenflügel, die früher so zart und rein waren, nicht mehr so zart und rein sind. Sie ist im Theater schlecht gelaunt, — und Sie wissen nicht warum, Sie, mein lieber Adolf, der Sie so stolz mit Ihrem schön gestärkten Hemde prunken, Ihre Brust wie ein Mann, dem es ganz ausgezeichnet geht, nach vorne stecken.

Einige Tage später kommt zu Karoline die Schneiderin. Man probiert ein Kleid, sie nimmt alle ihre Kräfte zusammen, aber sie kann es nicht schließen. Man ruft die Kammerfrau, man strengt sich mit der Gewalt von zwanzig Pferdekräften an, es ist die dreizehnte Arbeit des Herkules; trotz allem, das Kleid ist noch immer zwei Finger zu eng. Die unerbittliche Schneiderin in ihrer Grausamkeit

kann Karoline nicht verheimlichen, daß ihre Taille weiter geworden ist. Karoline, die *luftige* Karoline, steht vor der Gefahr, Madame Deschars zu gleichen. Brutal gesagt: sie wird dick.

Karoline ist zu Boden geschmettert.

„Wie, ich soll wie diese dicke Madame Deschars ganze Fleischberge haben wie die Rubensweiber?“ „Ja, es ist wahr,“ sagt sie sich . . . „Adolf ist ganz einfach ein Verbrecher. Ich sehe es jetzt ein, seine Absicht war: aus mir ein dickes altes Weib machen, damit ich niemandem mehr gefalle.“

Karoline ist also zwar noch bereit, in die italienische Oper zu gehen, sie läßt sich gnädig die Logen von Ihnen schenken, aber sie findet es sehr distinguirt nur sehr wenig zu essen, und sie lehnt es ab, die gewissen kleinen Diners im Restaurant mit Ihnen zu verspeisen.

„Mein Freund,“ sagt sie, „eine Frau comme il faut soll in solche Lokale nicht oft gehen. Man geht einmal hin, zum Spaß, aber sich dort gewohnheitsmäßig zeigen? Nein . . .“

Borel und Véry, die beiden Berühmtheiten der Küche, verlieren Tag für Tag tausend Franken Einnahme, weil sie keinen eigenen, geheimen Eingang für die Wagen solcher Damen haben. Wenn der Wagen unter einer Einfahrt hineinfahren könnte und bei einer andern hinausfahren, und die Frau inzwischen nur rasch in ein elegantes Stiegenhaus hineinzugehen brauchte, wie viele Kundinnen

würden ihnen gute, dicke, reiche Kunden zuführen können . . .

Axiom:

Die Koketterie tötet die Genäschigkeit.

Karoline hat aber auch bald genug vom Theater, und nur der Teufel weiß den Grund dieser Abneigung. Man darf also Adolf keine Vorwürfe machen; Adolf ist kein Teufel.

Ein Drittel aller Pariserinnen langweilt sich im Theater, ausgenommen bei ein paar Anlässen, die eigentlich mit der Schaubühne nichts zu tun haben. Beispiele: die Gelegenheit, bei einem sehr unanständigen Stück zu lachen und etwas von der verderbten Frucht beim Zuschauen selbst zu genießen, ein wenig von dem Pfeffer eines entsetzlichen Melodramas einzunehmen. Sich an schönen Dekorationen freuen. Viele Frauen haben die Ohren übervoll von Musik und gehen in die italienische Oper nur der Sänger wegen oder vielleicht, um kritisch zu beobachten, wie die Vorstellung heute ist. Was aber wirklich die Theater füllt, das sind die Frauen selbst, die für sich ein Theater vor, während und nach der Vorstellung machen. Nur aus Eitelkeit zahlt man diesen ungeheuren Eintrittspreis von vierzig Franken für zwei Stunden eines sehr zweifelhaften Vergnügens, das man zudem in schlechter Luft und unter großem Aufwand zu sich nehmen muß,

dabei rede ich noch kein Wort von dem Schnupfen, den man beim Fortgehen bekommt. Aber sich zeigen, sich sehen lassen, die Blicke von fünfhundert Männern fühlen, . . . „welch' prächtiger Fraß!“ würde Rabelais sagen.

Um aber diesen köstlichen Lohn der Eitelkeit zu ernten, muß man bemerkt werden. Eine Frau, die mit ihrem Manne ist, wird aber nur wenig angesehen, und Karoline muß wahrhaftig den Kummer erleben, daß im Saal die Männer sich viel mehr um die Frauen kümmern, die nicht mit *ihren* Männern hier sind, um die gewissen, ein wenig exotischen Frauen. Und darum steht die Einnahme, die sie im Theater für ihre Anstrengung, ihre Toiletten und ihre Posen bekommt, in keinem Verhältnis zu den müden Augen, den Ausgaben und der Langeweile. Bald ist es darum mit dem Theater so, wie es mit dem guten Essen war: die gute Küche hat sie dick gemacht, das Theater macht sie gallgelb.

Und nun erinnert Adolf, oder jeder andere Ehemann an Stelle unseres Adolf, an jenen Bauern, dem ein Hühnerauge sehr weh tat. Dieser Bauer steckte nämlich seinen Fuß zwischen die spitzigsten Steine der Straße und sprach zu seinem Hühnerauge: „Zum Teufel, der Henker soll's holen; wenn du mir Schmerzen machst, so werde ich es dir vergelten!“

„Mein Gott,“ sagt Adolf, sehr enttäuscht von

einem Refüs, das ihm eines schönen Tages seine Frau ohne viel Gründe gibt, „ich möchte endlich wissen, was Dir Vergnügen macht. . . .!"

Karoline sieht ihren Mann von oben mit ihrer ganzen Hoheit an und sagt ihm nach einer Kunstpause, würdig einer großen Schauspielerin: „Ich bin weder eine Gans, noch eine Giraffe . . ."

„Man kann wirklich für viertausend Franken im Monat Besseres haben!" antwortet Adolf.

„Was willst Du damit sagen?"

„Mit dem Viertel dieser Summe, wenn man sie unter brave Sträflinge, junge, eben freigelassene, ehrenwerte Verbrecher verteilt, kann man eine wirkliche Persönlichkeit werden, eine Art Revolutionsheld!" antwortete er, „und dann ist jede junge Frau stolz auf ihren Mann!"

Dieser Satz ist der letzte Nagel — sozusagen — zum Sarge der Liebe. Denn Karoline nimmt den Scherz sehr böse auf, und es kommt zu einer Auseinandersetzung. Dies aber gehört nun zu den tausend Schrecken, von denen das folgende Kapitel handelt, über dessen Titel ja allerdings die Liebesleute und die jungen Ehemänner lächeln. Aber wenn es gelbe Strahlen gibt, warum sollte es nicht auch eheliche Freuden der gleichen Farbe geben?

Drittes Kapitel

Gallgelbe Späße

Wenn Sie einmal in diese Gewässer gelangt sind, dann genießen Sie die gewissen kleinen Szenen, die in der Großen Oper der Ehe die „Zwischenspiele“ sind. Und ich gebe hier eines als Beispiel.

Ihr seid eines Abends allein nach dem Diner, und Ihr seid schon so viele Male allein gewesen, daß Ihr das Bedürfnis habt, Euch kleine Sticheleien zu sagen Zum Exempel so:

„Karoline, nimm Dich in acht,“ sagt Adolf, dessen Herz die Last der vielen vergeblichen Bemühungen beschwert, „es kommt mir vor, als ob Deine Nase die Gemeinheit beginge, auch zu Hause ein wenig zu rot zu werden, nicht nur im Restaurant . . .“

„Du hast heute nicht einen Deiner angenehmsten Tage! . . .“

Allgemeine Regel: Es hat noch kein Mensch das Mittel gefunden, um irgendeiner Frau einen wirklich freundschaftlichen Rat zu geben, nicht einmal seiner eigenen Gattin.

„Gott, meine Liebe, was willst Du, vielleicht ist Dein Korsett zu eng geschnürt, da gibt es dann manchmal üble Folgen . . .“

In dem nämlichen Augenblick, in dem man diese Worte irgendeiner Frau gesagt hat, ergreift die Frau (die sehr gut weiß, daß Fischbein sich dehnt) ihr Mieder, zerrt es auseinander und sagt, wie es denn auch Karoline tut:

„Bitte, sieh einmal, ich schnüre mich nie."

„Dann wird es der Magen sein . . ."

„Was hat der Magen mit der Nase zu schaffen?"

„Der Magen ist ein zentrales Organ des Körpers, das mit allen übrigen Organen in Verbindung steht."

„Die Nase ist also ein Organ?"

„Ja."

„Dann steht Dir Dein Organ im Augenblick recht schlecht. . . ." (Sie hebt dabei die Augen zum Himmel und schüttelt die Schultern). „Sag' mir, Adolf, was hab' ich Dir getan?"

„Nichts, ich mache Spaß, und habe das Pech, daß der Spaß Dir nicht gefällt," sagt Adolf lächelnd.

„Mein Unglück ist, daß ich *Deine* Frau bin. Ach! warum habe ich keinen andern geheiratet?"

„Das frage ich mich auch!"

„Wenn ich nicht Deinen Namen trüge, und so naiv wäre, Dir, wie das die koketten Frauen tun, wenn sie wissen wollen, wie weit sie mit einem Manne sind, sagen würde: Meine Nase ist heute so entsetzlich rot, daß mich das beunruhigt! Wenn ich mich dabei im Spiegel mit den Grimmassen

eines Affen ansehen würde, dann würdest Du mir gewiß antworten: „Oh, gnädige Frau, Sie verleumden sich selbst! Erstens sieht man es gar nicht, und dann paßt es so gut zu der Farbe Ihres Teints... Und schließlich und endlich, nach dem Essen sehen wir alle so aus!" Und Du würdest dann anfangen mir Komplimente zu machen . . . Sage ich Dir zum Beispiel, daß Du dick wirst und Dein Gesicht schon so rot aussieht wie das eines Maurers, daß ich aber die mageren und bleichen Männer liebe . . .?"

Man sagt in London: „Hand weg vom Beil!" In Frankreich müßte man sagen: „Hand weg von der Nase einer Frau . . . "

„Und alles das," schreit jetzt Adolf, „wegen ein bißchen natürlichem Zinnoberrot! Sei doch böse auf den lieben Gott, dem es einfällt, etwas mehr Farbe auf den einen Fleck zu setzen als auf den andern, aber nicht auf mich, der ich Dich liebe, der Dich vollkommen schön haben will und Dir deswegen den guten Rat gibt: „Sei vorsichtig!"

„Dann liebst Du mich wahrscheinlich *zu* viel, denn seit einiger Zeit denkst Du nur darüber nach, was für unangenehme Sachen Du mir sagen kannst. Du bringst es fertig, an mir nur Schlechtes zu sehen und sagst mir das unter dem Vorwande, mich so zu „vervollkommnen". Vor fünf Jahren war ich für Dich vollkommen. . . ."

„Ich? Wenn's nur auf mich ankommt, ich finde, daß Du noch etwas mehr bist als vollkommen, nämlich charmant!"

„Mit zu viel Zinnoberrot?"

Adolf, der sieht, daß sich auf dem Gesicht seiner Frau neue Stürme ankündigen, geht nahe zu ihr hin, setzt sich zu ihr. Karoline, die nicht gut mit Anstand aufstehen und fortgehen kann, gibt doch ihrem Kleid einen Stoß auf die Seite, um so eine Entfernung zwischen beiden zu symbolisieren. Gewisse Frauen verstehen es, diese Bewegung mit einer provozierenden Unverschämtheit auszuführen; aber diese Bewegung kann einen zweifachen Sinn haben: sie mag, um die Ausdrücke des Whist zu gebrauchen, eine invite au roi sein oder eine renonce. In diesem Augenblick meint Karoline: renonce.

„Was hast Du gesagt?" fragt Adolf.

„Willst Du vielleicht ein Glas Zuckerwasser?" fragt Karoline, die jetzt anfängt, sich mit seiner Gesundheit zu beschäftigen und die Lasten einer gehorsamen Magd auf sich nimmt.

„Warum?"

„Gott, Du verdaust schwer, Du mußt daran sehr leiden! Vielleicht sollte man auch einen Tropfen Kognak in das Zuckerwasser geben! Der Doktor hat einmal gesagt, daß das ein glänzendes Mittel ist . . ."

„Wie Du Dich um meinen Magen kümmerst!"

„Der Magen ist ein zentrales Organ, er ist in Verbindung mit allen Organen, er wird darum also auch auf das Herz seine Wirkung ausüben, vielleicht sogar auf die Zunge.“

Adolf steht auf und geht im Zimmer auf und ab, ohne etwas zu sagen; aber er denkt, wie geistreich seine Frau wird, und daß sie von Tag zu Tag geschickter wird, nämlich, was die Bitterkeit ihrer Ausdrücke anbelangt. Sie wird allmählich sehr geübt in der Kunst der Stichelei und in einer strategischen Kunst (des Disputs), die ihn an Karl XII. und die Russen erinnert. Indessen beschäftigt sich Karoline damit, beunruhigende Grimassen zu machen. Sie scheint gefährlich erkrankt zu sein.

„Fehlt Dir was?“ fragt Adolf sofort sehr erschüttert, denn die Frauen können uns immer am besten packen, wenn sie unser Herz attackieren.

„Das Herz tut einem weh nach dem Essen, wenn man zusehen muß, daß ein Mann im Zimmer auf und ab geht wie der Pendel einer Uhr. Aber das ist ganz Deine Art . . . Du mußt immer in Bewegung sein! Bist Du komisch! Übrigens, die Männer sind alle mehr oder weniger verrückt . . . !“

Adolf setzt sich am einen Ende des Kamins hin, gerade gegenüber seiner Frau, und bleibt dort nachdenklich sitzen: Die Ehe scheint ihm nun eine Steppe mit vielen Brennesseln.

Nachdem eine halbe Stunde vergangen ist, und

Karoline inzwischen ihren Mann angesehen hat, sagt sie: „Nun, bist Du böse?“

„Nein,“ antwortet Adolf, „ich denke nach.“

„Oh! was Du für einen schlechten Charakter hast!“ sagt sie und zuckt die Achseln. „Bist Du böse, weil ich das über Deinen Bauch, über Deine Taille und über Deine Verdauung gesagt habe? Du siehst also nicht, daß ich Dir nur mit gleicher Münze zurückzahlen wollte? Du bist der beste Beweis dafür, daß die Männer ebenso kokett sind wie die Frauen. (Adolf bleibt kühl.) Weißt Du, daß ich es sogar sehr nett und nachgiebig von Dir finde, unsere Fraueneigenschaften anzunehmen ... (Vollständige Stille). Man macht einen Scherz, und Du bist beleidigt ... (Sie sieht Adolf an.) Ja, Du bist beleidigt ... Ich bin nicht wie Du, ich nicht: Ich kann die Vorstellung nicht vertragen, Dir auch nur ein wenig Schmerz gemacht zu haben! Ein Mann wäre doch niemals darauf gekommen, das zu tun, was ich getan habe, nämlich Deine, sagen wir, Unhöflichkeit Deiner Verdauung zuzuschreiben. Ich denke mir: es ist eben gar nicht mein guter Adolf, der das alles gesagt hat, sondern sein Bauch, der sich nicht hindern ließ, zu reden ... Und ich habe nicht gewußt, daß Du ein Bauchredner bist, das ist alles ...“

Karoline sieht Adolf lächelnd an, Adolf bleibt festgenagelt sitzen.

„Nein, *er* will nicht lachen ... Und das nennt

Ihr in eurer Ausdrucksweise: Charakter haben... Oh! wie viel besser sind wir Frauen."

Sie geht zu ihm hin, setzt sich auf seine Knie, und er muß lächeln. Auf dieses Lächeln, das gleichsam mit der Dampfmaschine hervorgepumpt ist, hat sie gewartet, und aus ihm macht sie die Falle, in der er gefangen wird.

„Nun, mein guter, braver Mann, gib zu, daß Du unrecht hast!" sagt sie. „Warum schmollen? Ich habe Dich lieb so wie Du bist! Ich sehe Dich noch immer so mager, wie Du damals warst, als ich Dich heiratete, vielleicht noch magerer."

„Karoline, wenn man anfängt, über diese *kleinen* Dinge da verschiedener Meinung zu sein ... sich dann darüber hinwegzutäuschen, wenn man sich Konzessionen macht, und gar nicht mehr zornig wird, weißt Du, was das dann heißt? ..."

„Nun?" sagt Karoline, beunruhigt durch die dramatische Geste, die Adolf angenommen hat.

„Man hat sich *weniger* lieb."

„Oh! Du großes Ungeheuer, jetzt verstehe ich dich: Du bleibst beleidigt, um mir einzureden, daß Du mich liebst."

Geben wir es nur zu! Adolf hat die Wahrheit gesagt, und zwar auf die einzige mögliche Art: mit einem Lächeln.

Sie sagt nun: „Warum hast Du mich gekränkt? Habe ich unrecht? Wäre es nicht besser, die Dinge, die Du mir sagen willst, mir auf eine liebe

Weise zu erklären, statt mir grob herauszusagen (nun spricht sie mit geschwollener Stimme): Deine Nase wird rot! Nein, das ist nicht gut von Dir! Um Dir einen Gefallen zu tun, will ich mich sogar wie Deine geliebte Madame de Fischtaminel ausdrücken: Es ist nicht *gentlemanlike*".

Adolf fängt an zu lachen und zahlt die Kosten der Versöhnung. Aber statt dabei zu entdecken, *was* Karoline wirklich Freude macht, und was das Mittel ist, sie festzuhalten, erkennt er nur, wodurch Karoline *ihn* festhält.



Bertall

Viertes Kapitel

Das Landhaus. Eine Krankengeschichte

Ist es sehr angenehm, nicht zu wissen, was einer Frau Freude macht, wenn man nämlich mit ihr verheiratet ist? . . . Manche Frauen (das gibt es noch in der Provinz) sind naiv genug, um klar und deutlich herauszusagen, was sie wollen, und was ihnen gefällt. Aber in Paris empfinden fast alle Frauen ein gewisses Lustgefühl, wenn sie merken, daß der Mann ängstlich auf jeden Ton ihres Herzens, auf jeden Wunsch, auf jede Laune (das sind nur drei Ausdrücke für dieselbe Sache), die sie haben, lauscht, wenn sie sehen, wie er hin- und herläuft, sich im Kreise dreht, fast verrückt wird, sich aufführt wie ein Hund, der seinen Herrn verloren hat.

Und sie nennen das „geliebt werden“, die armen Personen! . . . Und viele von ihnen sagen sich wie Karoline: „Wie wird er es nun anfangen, aus dieser Klemme herauszukommen?“

Adolf ist gerade an diesem Punkt angelangt. In dieser Situation ladet der würdige und ausgezeichnete Herr Deschars, dieses Musterbild eines aufmerksamen Ehemannes, das Ehepaar Adolf und Karoline zu sich in sein reizendes Landhaus. Dieses Haus mit seinem schattigen Garten war ein Zu-

fallskauf. Irgend ein verrückter Schriftsteller hat sich eine entzückende Villa gebaut, in die er hunderttausend Franken gesteckt hat, und die ihm jäh um elftausend Franken wegauktioniert worden ist. Karoline hat eine hübsche Toilette, die sie zum ersten Male anziehen kann, einen Federhut, daß sie aussieht wie eine Trauerweide. Es ist sehr schön, in den Wagen steigen zu können und ihn aller Welt zu zeigen. Man läßt also den kleinen Karl bei seiner Großmutter, gibt den Bedienten Urlaub. Man fährt fort unter dem Lächeln eines blauen Himmels, auf dem weiße milchige Wolken stehen, nur um den Effekt des Blau zu erhöhen. Man atmet die gute Luft, die man im Trab eines starken normannischen Pferdes, auf das der Frühling seine Wirkung ausübt, durchschneidet. Schließlich kommt man in Marnes bei Ville-d'Avray an, wo die Deschars stolz wie die Pfauen in einer Villa herumgehen, die nach einer florentinischen Villa kopiert ist, und in der man die Umgebung von Schweizer Wiesen genießt, ohne daß man die Unbequemlichkeiten der Alpen zu ertragen hätte.

„Oh Gott! Was für ein Genuß muß so ein Landhaus sein!“ ruft Karoline aus, während sie in den entzückenden Wäldern, die Marnes und Ville d'Avray einsäumen, spazieren geht. Die Augen machen einen glücklich als wären sie das Herz! ... Karoline, die keinen andern Mann zur Verfügung hat

als Adolf, nimmt also Adolfs Arm, der wieder *ihr* Adolf wird. Und man läuft wie ein junges Reh, und man wird wieder die hübsche, die naive, die kleine, die entzückende Schulpensionärin, die man „einmal“ war. Ihre Zöpfe fallen herab, sie nimmt ihren Hut herunter, und läßt ihn am Bande hängen. Nun ist sie wieder jung, weiß und rot. Ihre Augen lächeln, ihr Mund ist ein Granatapfel, der glücklicherweise auch Sinne hat, und zwar eine Art Sinne, die ganz neu scheinen.

„So, das würde Dir also sehr gefallen, so ein Landhaus?“ sagt Adolf, der jetzt Karoline um die Taille gefaßt hält, und ihren Körper, den sie an ihn schmiegt, um seine Biegsamkeit zu zeigen, spürt.

„Ach könntest Du so lieb sein, mir eines zu kaufen? Nein, Du darfst keine Dummheiten machen . . . Es müßte ein Zufallskauf sein wie bei den Deschars.“

„Dir ein Vergnügen bereiten, wissen, was Dir Vergnügen machen kann, an etwas anderes denkt ja Dein Adolf gar nicht.“

Sie sind allein, sie können sich kleine zärtliche Worte sagen, den Rosenkranz ihrer geheimsten Zärtlichkeiten zusammen beten.

„Man will also seiner kleinen Frau ein Vergnügen machen?“ sagt Karoline und legt den Kopf an die Schulter Adolfs, küßt ihn auf die Stirne und denkt: „Gott sei Dank, jetzt halte ich Dich fest.“

Axiom:

Wenn ein Mann und eine Frau einander festhalten, dann weiß nur der Teufel, wer es eigentlich ist, der den andern hält.

Die beiden Eheleute sind entzückend lieb miteinander, und die dicke Madame Deschars gestattet sich eine Bemerkung, die für sie, eine strenge, prüde, fromme Frau, ein wenig zu deutlich ist: „Das Landleben scheint die Kraft zu haben, Ehemänner sehr liebenswürdig zu machen."

Herr Deschars weiß auch von einem Gelegenheitskauf, nach dem man greifen muß. Es ist gerade ein Haus in Ville d'Avray zu verkaufen, um so gut wie nichts.

Das Landhaus ist eine Krankheit, die den Bewohnern von Paris besonders eignet. Diese Krankheit hat ihren bestimmten Verlauf und ihre spezifische Therapie.

Adolf ist ein Ehemann und nicht ein Arzt. Er kauft also das Landhaus, installiert sich dort mit Karoline, die wieder „seine" Karoline geworden ist, seine Karola, sein weißes Lämmchen, sein großer Schatz, sein kleines Mädchen und so weiter.

Und nun zeigen sich mit erschreckender Schnelligkeit ein paar alarmierende Symptome.

Man zahlt in Paris für eine Tasse Milch fünfundzwanzig Centimes, die „getauft" ist, aber man zahlt auf dem Lande fünfzig Centimes, wenn sie garantiert steril ist, wie das die Chemiker nennen.

Das Fleisch ist in Paris billiger als in Sévres, wenn man einmal die verschiedenen Qualitäten durchprobiert hat.

Die Früchte sind nicht zu bezahlen. Eine schöne Birne kostet auf dem Lande mehr als in dem (natürlich sterilen) Garten, der in der Auslage des Pariser Händlers Chevet blüht.

Bevor man Früchte im eigenen Garten ernten kann, wo es nämlich nur eine Schweizer Wiese von zwei Quadratmeter Umfang gibt, eingesäumt von einigen grünen Bäumen, die an die Dekorationen im Vaudeville erinnern, muß man, wie die ländlichen Fachleute, die man konsultiert, erklären, sehr viel Geld ausgeben und dann nur fünf Jahre warten.

Die Gemüse strömen von den Gemüsegärtnern in die Stadt, um dort in den Markthallen in Fülle da zu sein. Madame Deschars, die das Glück hat, einen Gärtner zu haben, der zugleich Pförtner ist, muß eingestehen, daß die Gemüse, die auf ihrem Grundstück wachsen, — natürlich unter der sorgfältigen Obhut von Schutzdecken und der reichlichen Nachhilfe von Düngererde, — sie zweimal mehr kosten als die, die man in Paris bei der Händlerin kauft, die einen Laden hat, Steuer zahlt, und deren Mann Wähler ist. Trotz allen Anstrengungen und Versprechungen des Gärtner-Pförtners sind die *Primeurs* in Paris um einen Monat früher da, als auf dem Lande.

Von acht bis elf Uhr abend wissen die beiden Eheleute nicht, was sie anfangen sollen, die Nachbarn ringsum sind kleinliche Leute, deren Eitelkeit bei jeder Gelegenheit gleich verletzt ist; man kann mit ihnen nicht verkehren.

Herr Deschars konstatiert auf Grund jener gründlichen Kenntnis des Kalkulierens, die einen früheren Notar auszeichnet, daß die Kosten seiner Reisen nach Paris, vermehrt um die Zinsen des Kapitals, das im Landhause steckt, und die Summen, die man hineingesteckt hat, die Reparaturen, die Löhne des Pförtners und seiner Frau usw., ungefähr einen Mietzins von tausend Ecus ausmachen! Er begreift nicht mehr, wie er, ein früherer Notar, sich so hat einfangen lassen. Denn er hat ja so und so viele Male Pachtverträge über Schlösser mit einem schönen Park und Nebengebäuden ausgefertigt, die auch nicht mehr als tausend Ecus Miete gekostet hatten.

Man einigt sich im Salon der Madame Deschars, daß ein Landhaus nicht nur kein Vergnügen ist, sondern eine offene Wunde.

„Ich begreife nicht," sagt Karoline, „wie man in der Markthalle einen Blumenkohl, der von seiner Geburt an bis zu dem Tage, wo man ihn endlich abschneidet, täglich begossen werden muß, um fünf Centimes verkaufen kann.

„Ja," antwortet ein kleiner Krämer, der sich aufs Land zurückgezogen hat, „das einzige Mittel, um

über diese Dinge hinwegzukommen, ist, auf dem Lande bleiben, sich hier heimisch machen, ein Landmann werden, dann wird alles anders."

Als Karoline nach Hause kommt, sagt sie zu ihrem armen Adolf: „Was für eine Idee war das von Dir, ein Landhaus haben zu wollen! Von einem Landhaus haben nur die Gäste was!"

Adolf erinnert sich an ein englisches Sprichwort, das sagt: „Man soll sich niemals eine Zeitung, eine Maitresse oder ein Landhaus halten; denn es gibt ja immer Dummköpfe, die das für einen tun! . . ."

„Ach," antwortet Adolf, den die gewisse „eheliche Mücke" genügend über die Logik der Frauen aufgeklärt hat, „Du hast ja ganz recht; aber anderseits, was willst Du? dem Kinde geht es glänzend."

Trotzdem Adolf so gescheit geworden ist, hat diese Antwort nur die Wirkung, den Verdacht Karolinens zu erwecken. Eine Mutter will gerne alles für ihr Kind tun, aber sie hat es nicht gerne, wenn man das Kind ihr vorzieht. Madame schweigt, am Tag darauf aber langweilt sie sich zu Tode. Da Adolf in der Stadt bei seinen Geschäften ist, erwartet sie ihn von zwölf bis sieben, und geht ihm dann allein mit dem kleinen Karl zur Poststation entgegen. Sie spricht drei Stunden lang nur von ihrer Unruhe; sie hat Angst gehabt, allein aus ihrem Hause zur Post zu gehen. Und ist es denn

überhaupt schicklich, daß eine junge Frau so allein da lebt? Sie wird diese Art von Existenz überhaupt nicht ertragen können!

Nun schafft das Landhaus eine ganz sonderbare Lebensphase, die ein Kapitel für sich verdient.

Fünftes Kapitel

Elend im Elend

Axiom

Das Elend gibt Gelegenheit zu neuen unglücklichen Zwischenfällen. Zum Beispiel: Man hat gelegentlich und natürlich immer recht gehässig vom Seitenstechen gesprochen; aber dieses Übel ist eine Kleinigkeit im Vergleich mit den Stichen, um die es sich hier handelt, und diese vergnüglichen Stiche des wiedererwachten Ehelebens treten jetzt bei jeder Gelegenheit so unfehlbar auf, wie der Hammer einer Klaviertaste den Ton hervorbringt.

Sie bestehen aus einer quälenden Form von Elend, die erst in dem Augenblick erblüht, wo die Schüchternheit der jungen Frau jener schicksalschweren „Gleichheit der Rechte" Platz gemacht hat, die als Institution ebenso unfehlbar das private Leben der Ehe als den Staat zerstört. Und jede Jahreszeit hat ihr besonderes Elend.

Nach einer Woche, in der Karoline die Dauer der Abwesenheiten ihres Mannes recht genau beachtet hat, merkt sie, daß er sieben volle Stunden im Tag von ihr weg ist. Eines Tages kommt Adolf lustig wie ein Schauspieler, der Erfolg gehabt hat, zurück und muß bemerken, daß das

Gesicht von Karoline eine leichte Tünche von „Weiß“ deckt. Nachdem er das Unglück auf ihrer Miene bemerkt hat und sie gemerkt hat, daß er es gemerkt hat, nimmt Karoline einen falsch-freundschaftlichen Ton an, dessen wohlbekannter Ausdruck einen Mann zur tiefsten Verzweiflung treiben kann, und sagt: „Du hast also heute viel zu tun gehabt, lieber Freund?“

„Ja, eine Menge!“

„Du hast Dir einen Wagen nehmen müssen?“

„Ja, für sieben Franken.“

„Du hast alle die Leute auch getroffen? . . .“

„Ja, die, mit denen ich Abmachungen hatte . . .“

„Wann hast Du ihnen denn geschrieben? Die Tinte ist in Deinem Tintenfaß trocken, sie ist so wie fester Lack; ich hatte gerade zu schreiben und brauchte eine ganze Stunde, um sie feucht zu machen, um dann schließlich eine Art von kompakter Tunke herauszubekommen, mit der man vielleicht Pakete, die für die Tropen bestimmt sind, hätte anzeichnen können.“.

Jetzt wirft der Ehemann doch seiner schöneren Hälfte einen forschenden Blick zu:

„Ich habe ihnen vermutlich aus Paris geschrieben. . .“

„Was waren das für Geschäfte, Adolf?. . .“

„Weißt Du nicht, was meine Geschäfte sind? . . . Soll ich sie Dir auseinandersetzen? . . . Da ist also zuerst die Affäre Chaumontel . . .“

„Ich glaubte, daß Herr Chaumontel in der Schweiz ist? . . .“

„Ja, aber er hat doch seine Vertreter, seinen Anwalt . . .“

„Du hast also nur Geschäfte gemacht? . . .“ sagt Karoline, Adolf unterbrechend . . .

Und nun wirft sie ihm einen klaren, durchdringenden Blick zu, der seine Augen nicht weniger durchbohrt, als das Schwert ein Herz.

„Was soll ich denn sonst gemacht haben? falsches Geld, Schulden, Tapisserien? . . .“

„Aber das kann ich doch nicht wissen! ich kann vorläufig darüber nur meine Vermutungen haben. Du hast mir doch hundertmal gesagt, daß ich ein dummes Ding bin.“

„Gott! Jetzt machst Du aus einem zärtlichen Wort eine Beleidigung! Ganz die Art der Frauen.“

„Hast Du irgend etwas gut zum Abschluß gebracht?“ sagt sie nun, (sie scheint sich für seine Geschäfte zu interessieren).

„Nein, nichts.“

„Wieviel Menschen hast Du überhaupt gesehen? . . .“

„Elf, ohne die zu zählen, die auf dem Boulevard spazieren gegangen sind.“

„Was für Antworten Du mir gibst!“

„Ja, aber Du fragst mich auch, als wärest Du zehn Jahre lang Untersuchungsrichter gewesen!“

„Gut, gut. Also erzähl mir, wie der Tag war,

alles, was Du gemacht hast. Es wird mich ein wenig zerstreuen. Du mußt schon etwas an mein Amüsement denken. Ich langweile mich genug, wenn Du mich da allein läßt, ganze Tage lang."

„Du willst, daß ich Dich amüsiere, indem ich Dir von meinen Geschäften erzähle?"

„Früher einmal hast Du mir *alles* gesagt . . ."

Mit diesem kleinen, freundschaftlichen Vorwurf will Karoline die Gewißheit maskieren, daß Adolf ihr wichtige Dinge verheimlicht. Adolf fängt also an ihr zu erzählen, was er den ganzen Tag über getan hat. Und Karoline affektiert eine Art von Zerstreutheit gut genug, damit er glauben kann, daß sie gar nicht zuhört.

„Aber Du hast mir doch eben gesagt," ruft sie plötzlich in irgendeinem Augenblick, als Adolf sich in eine Geschichte verwickelt hat, „daß Du für sieben Franken Kabriolets gebraucht hast, und jetzt sprichst Du von einer Droschke; es ist also wahrscheinlich ein Wagen nach der Stunde gewesen? Du hast also Deine Geschäfte in der Droschke gemacht?" fragt sie ihn lieb und scherzhaft.

„Warum soll ich denn eigentlich nicht mehr im Fiaker fahren dürfen?" fragt Adolf und will weiter erzählen.

„Du bist also gar nicht bei Madame Fischtaminel gewesen?" sagt sie und unterbricht ihn ganz ungeniert mitten in einer besonders verwickelten Erzählung.

„Warum soll ich dort gewesen sein? . . .“

„Ich hätte gerne gewußt, ob ihr Salon schon fertig ist. . . .“

„Er ist fertig . . .“

„Ah! Du bist also doch dort gewesen? . . .“

„Nein, ihr Tapezierer hat es mir gesagt . . .“

„Du kennst ihren Tapezierer? . . .“

„Ja.“

„Wer ist es?“

„Braschon.“

„Du bist ihm also begegnet, diesem Tapezierer? . . .“

„Ja.“

„Aber Du hast mir doch gesagt, daß Du immer nur im Wagen gefahren bist . . .?“

„Ja, aber mein liebes Kind, um sich einen Wagen zu nehmen, muß man doch zuerst ihn suchen gehen. . . .“

„Bah! Du wirst ihn im Fiaker gefunden haben . . . !“

„Wen denn?“

„Gott, den Salon, oder den Tapezierer Braschon! Das eine ist gleich wahrscheinlich wie das andere.“

„Also, Du willst mich nicht anhören?“ schreit nun Adolf, der glaubt, daß eine lange Erzählung Karoline einschläfern wird.

„Ich habe Dir schon zu lange zugehört. Hör mal, mein Lieber, Du lügst mich jetzt seit einer Stunde an.“

„Ich werde Dir also gar nichts mehr sagen!"

„Ich weiß auch schon genug, ich weiß, was ich wissen wollte. Ja, Du sagst mir, daß Du Anwälte, Notare, Bankiers gesehen hast; Du hast niemanden von diesen Leuten gesehen! Wenn ich morgen Madame de Fischtaminel einen Besuch machte, weißt Du, was sie mir sagen würde?" In dem Augenblick beobachtet Karoline Adolf scharf, aber Adolf hat eine trügerische Ruhe angenommen, in deren schöne Stille Karoline aber eine Angel wirft, um den Fetzen eines Indizienbeweises herauszufischen.

„Also ich will es Dir sagen, Sie würde mir ruhig eingestehen, daß sie das Vergnügen gehabt hat, Dich zu sehen ... Großer Gott! sind wir nicht unglücklich! ... Wir können wirklich niemals wissen, was Ihr Männer tut. ... Wir sind hier festgenagelt, in unserem Haushalt, während Ihr bei Euren Geschäften seid! Schöne Geschäfte! ... Aber in Deiner Situation würde ich etwas besser überlegte Geschichten erzählen, als Du es tust! ... Ah! Du erzählst mir ja schöne Dinge. Man sagt, daß die Frauen verdorben sind. Aber wer hat sie verdorben?"

Adolf versucht jetzt, Karoline fest anzusehen, um ihren Wortschwall aufzuhalten. Aber Karoline, wie ein Pferd, dem man einen Hieb versetzt hat, setzt nur fester ein, mit der Belebtheit Rossinischer Musik:

„Ah! das ist eine schöne Kombination! Seine Frau aufs Land setzen, um in Paris den Tag frei verbringen zu können, wie man mag. Das ist also der Grund Deiner Leidenschaft für ein Landhaus! Und ich armes Schaf, das Dir in die Falle gegangen ist! . . . Sie haben recht, mein Herr: So ein Landhaus ist sehr bequem, es kann nicht weit weg genug von Paris sein. Man kann aber auch zwei Fliegen mit einem Schlag treffen. Madame kann sich ebensogut einrichten wie Monsieur. Ihnen mag Paris und seine Fiaker gehören, mir bleiben die Wälder und ihr schöner Schatten! . . . Weiß Gott, ich gebe es zu, Adolf, das paßt mir, wir wollen uns auch darüber gar nicht mehr streiten . . .“

Adolf hat sich nun seit einer Stunde Sarkasmen sagen lassen. „Bist Du jetzt zu Ende, meine Liebe?“ fragt er, als er einen Moment erwischt.

Karoline schließt also mit dem Ausruf:

„Ich habe genug vom Lande, und ich werde meinen Fuß nicht mehr in dieses Landhaus setzen. Aber ich weiß ja, was mir passieren wird: Sie werden das Landhaus behalten und mich in Paris lassen. Schön, in Paris, da kann ich mich wenigstens amüsieren, während Sie dann Madame Fischtaminel im Walde spazieren führen. Was ist das für eine „Villa Adolphini“, in der einem übel wird, wenn man sechsmal rund um diese Wiese da herumgegangen ist, wo man Stuhlbeine in die Erde gepflanzt hat und Staubwedel

unter dem Vorwande, daß sie Schatten geben werden! Man ist hier wie in einem Bratofen; die Mauern sind sechs Finger dick, der gnädige Herr ist sieben Stunden von den zwölf Stunden des Tages fort! Das ist der Zweck der Villa!"

„Hör einmal zu, Karoline . . ."

„Ja," sagt sie, „wenn Du mir noch wenigstens eingestehen wolltest, was Du heute getan hast! . . . Hör einmal, Du kennst mich wirklich noch nicht, ich wäre wirklich eine gute Person, sag es mir, ich verzeihe Dir im voraus alles, was Du getan hast."

Adolf hat noch gewisse Beziehungen aus der Zeit, in der er noch nicht verheiratet war, er weiß aber zu gut, was aus einem Geständnis, das er seiner Frau macht, herauskommen kann, und antwortet also: „Ich will Dir alles sagen."

„Also schön, das ist hübsch von Dir! . . . und dann werde ich Dich wieder lieb haben!"

„Ich war also drei Stunden . . ."

„Ich wußte es ja . . . bei Madame de Fischtaminel? . . ."

„Nein, bei unserem Notar, der einen Käufer für unser Landhaus hat; aber wir haben uns nicht einigen können, er wollte das Haus mit allen Möbeln, ich bin darum von dort zu unserem Tapezierer Braschon gegangen, um zu wissen, was wir ihm noch schuldig sind . . ."

„Du denkst Dir diesen ganzen Roman jetzt aus,

während ich mit Dir spreche!... Bitte, schau mich einmal an!... Ich werde morgen selbst zu Braschon gehen!“

Adolf kann ein nervöses Zucken im Gesicht nicht unterdrücken.

„Siehst Du, Du mußt lachen,“ sagt sie, „Du bist ein altes Ungeheuer!“

„Ich lache über Deinen Eigensinn.“

„Ich werde morgen selbst zu Madame Fischtaminel gehen.“

„Um Gottes willen, geh, wo Du hinwillst!...“

„Wie brutal Du bist!“ sagt Karoline, steht auf und drückt heftig das Taschentuch an die Augen.

Das Landhaus, das Karoline so sehnsüchtig gewünscht hat, ist nun eine teuflische Erfindung Adolfs. Eine Falle, in die man sie, das gehetzte Wild, gejagt hat.

Seit Adolf erkannt hat, daß es unmöglich ist, vernünftig mit Karoline zu reden, läßt er sich auch von ihr sagen, was sie will. Zwei Monate später aber hat er die Villa, die ihn zweiundzwanzigtausend Franken gekostet hat, für fünftausend Franken verkauft. Aber er hat dabei den Profit zu wissen, daß das Landleben nicht gerade das ist, was Karoline glücklich macht.

Nun wird das Problem ernst: Eitelkeit, Näscherei, die Zeit dieser beiden Sünden ist vorbei. Die Natur mit ihrem Reichtum an Tälern, Wäldern, der

Schweiz in der Umgebung von Paris, den köstlichen Bächen hat Karoline kaum sechs Monate lang amüsiert. Adolf ist bereit abzudanken und für seinen Teil die Rolle Karolinens zu übernehmen.



Gavarni

Sechstes Kapitel

Ehelicher Staatsstreich

Eines Morgens hat sich Adolf endgültig zu dem sieghaften Entschluß durchgerungen, Karoline es selbst zu überlassen, herauszubekommen, was sie eigentlich will. Er übergibt ihr die Herrschaft über das Haus und sagt: Mach einfach, was Du willst. Er ersetzt also das konstitutionelle System durch ein autokratisches, setzt das verantwortliche Ministerium an Stelle der absoluten ehelichen Gemeinschaft. Dieser Beweis des Vertrauens, nach dem sich im geheimen alle Frauen sehnen, ist der Marschallstab der Frauen. Von diesem Augenblick an gibt es für Adolf einige Tage, die an Glück nicht einmal von den Flitterwochen übertroffen werden.

In dieser Situation ist eine Frau einfach süß, sogar zu süß. Sie würde alle die kleinen Liebenswürdigkeiten, die zärtlichen Worte, die Aufmerksamkeiten, die Liebkosungen der Ehe erfinden, wenn nicht alle diese Näschereien schon seit den Tagen des irdischen Paradieses existierten. Nach einem Monat ist der Zustand Adolfs ungefähr der von Kindern in der Woche nach Weihnachten.

Karoline fängt auch schon an — zwar noch nicht in Worten, aber im Benehmen, in ihren Mienen,

in gewissen Grimassen — zu sagen: man weiß wirklich nicht, was man anfangen soll, um einen Mann glücklich zu machen.

Seiner Frau die Herrschaft über das eheliche Schiff zu überlassen, wäre eine ganz gewöhnliche Idee, die man wirklich nicht „sieghaft“ nennen könnte, wie das am Anfang des Kapitels geschehen ist, wenn sie nicht begleitet gewesen wäre von der anderen: Karoline gerade so aus dem Haushalt auszuschalten. Adolf ist von dem Gedanken beherrscht, der sich aller Leute bemächtigt und immer bemächtigen wird, denen irgendein Unglück droht: sie wollen wissen, wie weit das Unglück gehen kann. Sie wollen durch ein Experiment herausbekommen, wieviel Schaden das Feuer machen kann, wenn man es ganz einfach sich selber überläßt, weil sie meinen oder fühlen, daß man es ja schließlich doch löschen können wird. Diese Neugierde haben wir von der Geburt bis zum Grabe.

Nach den Tagen seines übermäßigen Glückes in der Ehe geht also Adolf, der jetzt ein Theater im eigenen Hause hat, durch die folgenden Phasen:

Erste Epoche. Alles geht sehr gut. Karoline schafft hübsche kleine Haushaltungsbücher an, um alle ihre Ausgaben aufzuschreiben, sie kauft ein schönes Schränkchen, um das Silber zu verschließen, sie lebt in wundervoller Eintracht mit Adolf, sie ist glücklich über sein Lob, sie entdeckt

eine Menge Sachen, die in der Wirtschaft noch fehlen, sie setzt ihren Ehrgeiz darein, eine unvergleichliche Hausfrau zu sein. Adolf, der sich selbst die Stelle eines Zensors verliehen hat, findet nicht zu der kleinsten Bemerkung Gelegenheit.

Wenn er sich ankleidet, fehlt ihm nichts. Man hat niemals, nicht einmal bei Armide, soviel Zärtlichkeit und soviel Sorgfalt an ihn gewendet, wie Karoline dies tut. Ihm, wie jedem solchen Phönix des Ehelebens, erneuert man den Streichriemen, den er zum Rasieren braucht; wenn die Hosenträger nicht mehr ordentlich sind, so werden sie durch neue ersetzt. Nie fehlt ein Knopf. Seine Wäsche ist so sorgfältig nachgesehen, wie die eines Beichtvaters einer frommen Frau, die ihm ihre Liebessünden beichtet. In den Strümpfen gibt es keine Löcher.

Beim Essen ist Obacht auf alle seine Launen, auf seinen Geschmack gegeben, man richtet sich danach, was Adolf dick machen könnte. Er hat immer Tinte in seinem Tintenfaß, und das Schwämmchen zum Befeuchten seiner Briefmarken ist stets feucht. Er hat nie etwas auszusetzen; er kann nicht einmal wie Ludwig XIV. sagen: „Ich habe warten müssen!“ Dazu wird er noch bei jeder Gelegenheit der „beste aller Ehemänner“ genannt. Er fühlt sich verpflichtet, Karoline Vorwürfe zu machen, daß sie an sich selber zu wenig denkt. Karoline merkt sich diesen sanften Vorwurf.

Zweite Epoche. Bei Tisch hat sich alles geändert. Nun ist alles und jedes zu teuer. Die Gemüse kosten unerschwingliche Summen. Das Holz hat einen Preis, als käme es aus Kamtschatka. Die Früchte, ja die Früchte — vielleicht können noch Prinzen, Bankiers, Grandseigneurs Früchte essen. Das Dessert kann eine Hausfrau zugrunde richten! Adolf hört recht oft, wie Karoline zu Madame Deschars sagt: „Ja, wie machen Sie's denn?“ Nun werden in seiner Anwesenheit lange Konferenzen abgehalten über die Art, wie man mit Köchinnen umzugehen hat.

Eine Köchin, die zu Ihnen ohne ein Stück Kleidung, ohne Wäsche, auch ohne jede Fähigkeit gekommen ist, verläßt Sie, wenn man ihr den Lohn auszahlt, in einem Kleid aus blauem Merinostoff, geschmückt mit einem gestickten Fichu, hat in den Ohren ein Paar Ohrringe, in denen kleine Perlen sind, und trägt gute Lederschuhe, die feine Fil d'écosse-Strümpfe sehen lassen. Sie hat zwei Koffer voll mit Sachen und ein Sparkassabuch.

Nun fängt Karoline an zu klagen, wie unmoralisch das Volk ist. Sie jammert über die Unbildung, und wie berechnend alle Dienstleute sind. Sie wirft von Zeit zu Zeit kleine Bemerkungen hin wie ungefähr: „Ordentliche Schulen müßte man einrichten!“ — „Nur die Leute, die nichts tun, tun alles gut!“ Kurz, sie hat alle Sorgen der Macht. „Ja, die Männer sind recht glücklich, daß sie nicht

Wirtschaft führen müssen. Auf den Frauen liegt die ganze Last!“ Karoline hat Schulden. Aber weil sie nicht unrecht haben will, so stellt sie den Satz auf, daß die Erfahrung etwas so Schönes ist, daß man sie gar nicht teuer genug bezahlen kann. Adolf lacht in seinen Bart, denn er sieht eine Katastrophe voraus, die ihm die Macht wieder zurückgeben wird.

Dritte Epoche. Karoline, durchdrungen von der Wahrheit, daß man nur deswegen ißt, um sich das Leben zu erhalten, läßt Adolf die Annehmlichkeiten einer recht frugalen Küche fühlen.

Adolf hat jetzt Strümpfe, die gescheckt aussehen, oder ganz dicke Flecken haben, weil sie eilig repariert worden sind. Seine Frau hat jetzt nicht Zeit genug, um alles zu tun, was *ein* Tag von ihr verlangt. Er trägt Hosenträger, die durch den Gebrauch etwas schwärzlich geworden sind. Seine Wäsche ist alt und hat Löcher, die gähnen wie Portiers oder eine Haustüre. Wenn Adolf sich sehr eilen muß, um zu einem wichtigen Geschäft zu kommen, so braucht er eine Stunde, um sich anzuziehen, weil er seine Sachen, eine nach der anderen, erst hervorsuchen muß und eine ganze Menge von Dingen auseinanderzufalten hat, bevor er etwas findet, das wirklich in Ordnung ist. Karoline hingegen ist jetzt immer sehr gut angezogen. Die gnädige Frau hat hübsche Hüte, hat Samtschuhe, hat ihre schönen Mantillen. Sie hat sich

entschlossen, nach dem Prinzip zu handeln: man fange die Wohltaten beim eigenen Leib an! Wenn Adolf sich über diesen Kontrast — sein Elend und ihre Herrlichkeit — beklagt, sagt ihm Karoline: „Du hast ja selber darüber geschimpft, daß ich an mich nicht genug denke!"

Ein Austausch mehr oder weniger bitterer Scherze fängt zwischen den Eheleuten an. Eines schönen Tages hat sich Karoline recht hübsch gemacht, um ihm dann ein recht beträchtliches Defizit einzugestehen, ganz genau so, wie der Finanzminister die Steuerzahler zu loben anfängt und die Größe der Nation preist, um dann mit dem kleinen Projekt einer Zusatzsteuer zu kommen. Zwischen diesen beiden Vorgängen besteht noch dazu die Ähnlichkeit, daß im Regierungsleben so wie im Eheleben die beiden Vorgänge sich in der Kammer[1]) zutragen. Man darf also ruhig sagen, daß das konstitutionelle System viel teurer ist als das monarchische. Für die Nation wie für den Haushalt ist es die Herrschaft des „goldnen Mittelweges", der Mittelmäßigkeit, der Kleinlichkeit. Adolf, durch das Elend, das er früher ausgestanden hat, aufgeklärt, wartet nur eine Gelegenheit ab, um dann loszuziehen. Karoline schlummert in einer trügerischen Sicherheit.

Wann kommt nun der Streit? Weiß man es je, welche elektrische Strömung eine Lawine ent-

1) Chambre: Abgeordnetenhaus = Schlafzimmer.

fesselt oder eine Revolution! Sie kommt auf ja und nein.

Schließlich aber entfährt Adolf nach einer gewissen Zeit, die nach den besonderen Verhältnissen jedes Haushaltes bemessen ist, das Wort: „Ja, wenn ich noch Junggeselle wäre! ..."

Dieses „Wenn ich noch Junggeselle wäre" heißt im Jargon der Frau: „mein guter seliger Mann!" als Anfeuerung für den *zweiten* Gatten einer Witwe. Diese beiden Ausdrücke schaffen Wunden, die nie mehr vollständig verheilen.

Und Adolf fährt fort, als wäre er Bonaparte, der zu seinen Fünfhundert spricht: „Wir tanzen auf einem Vulkan."

„Der Haushalt hat keine rechte Leitung mehr, die Stunde ist gekommen, wo man sich zu etwas entschließen muß. Du sprichst von Glück, Karoline, Du hast es selbst vernichtet, Du hast es gefährdet durch Deine Ansprüche, Du hast das bürgerliche Gesetzbuch verletzt, indem Du Dich in meine Geschäfte eingemischt hast, Du hast einen Angriff auf das Eherecht begangen. Unser ganzes inneres Leben muß neu gestaltet werden."

Karoline schreit nicht, wie das die Fünfhundert getan haben; „Nieder mit dem Tyrannen!" denn man schreit nie, wenn man sicher ist, daß man ihn sowieso niederwerfen wird.

„Wie ich noch Junggeselle war, da hatte ich

nur neue Strümpfe! Da habe ich jeden Tag auf meinem Tisch eine reine Serviette gefunden. Da bin ich vom Restauratur höchstens um eine bestimmte Summe, die ich vorher wußte, bestohlen worden! Für Dich habe ich meine teuere Freiheit geopfert, was hast Du damit gemacht?"

„Bin ich denn *so* schuldig, Adolf? Habe ich Dir denn Sorgen gemacht?" sagt Karoline und stellt sich vor ihren Mann hin. „Nimm doch die Kassenschlüssel wieder an Dich! Aber was wird geschehen? Ich schäme mich, aber Du wirst mich zwingen, Komödie zu spielen, damit ich nur das Notwendigste habe. Willst Du das haben? Willst Du Deine Frau demütigen? Oder willst Du zwei gegeneinander kämpfende Kräfte, zwei feindliche Mächte aus uns machen?"

Und durch diese Worte sind drei Viertel von Frankreichs Ehen charakterisiert.

„Sei ruhig, mein Freund," sagt Karoline, indem sie sich in ihrer Ecke niedersetzt wie Marius auf den Trümmern von Karthago, „ich werde nichts mehr von Dir verlangen, ich bin keine Bettlerin! Ich weiß nun, was ich tun werde ... Du kennst mich nur nicht ..."

„Also was wirst Du tun?" sagt Adolf; „kann man denn mit euch Weibern weder einen Spaß machen noch sich vernünftig auseinandersetzen? Was wirst Du tun? ..."

„Das geht Dich nichts an! ..."

„Pardon, gnädige Frau, im Gegenteil, meine Würde, meine Ehre ...“

„Oh, mein Herr, seien Sie, was das anbelangt, nur beruhigt. Das Geheimnis werde ich wahren, mehr Ihretwegen als meinetwegen!“

„Also was redest Du da! schau Karoline, liebe Karoline, was wirst Du tun? ...“

Karoline wirft auf Adolf den Blick einer Natter, er weicht zurück und geht unruhig auf und ab.

„Sag mir doch, was Du tun willst?“ fragt er, nachdem ein tiefes langes Schweigen geherrscht hat.

„Ich werde selbst *arbeiten*, mein Herr!“

Auf dieses sublime Wort hin sucht Adolf eine Möglichkeit, sich mit Anstand zurückzuziehen. Er merkt, daß er sich in eine verzweifelte Situation verirrt hat und fühlt einen lästigen Sturm, dessen Schärfe bisher in seinem ehelichen Gemach noch nicht zu spüren war.

Siebentes Kapitel

Die Kunst, ein Opfer zu sein

Von diesem Siegestage an nimmt Karoline, die Besiegte, Zuflucht zu einem teuflischen Manöver: Sie läßt Sie in jeder Stunde Ihren Sieg bedauern, sie wird einfach die Opposition. Noch ein Sieg von dieser Art, und Adolf muß vors Schwurgericht unter der Anklage, seine Frau mit seinen eigenen Händen erwürgt zu haben wie der Othello von Shakespeare. Karoline hat sich ein Märtyrergesicht zugelegt, sie ist jetzt von einer Sanftheit, die auf die Nerven geht. Bei jedem Anlaß mordet sie Adolf durch ein „Wie Du willst!" das von einer entsetzlichen Ergebenheit begleitet ist.

Kein elegischer Poet kann den Wettkampf mit Karoline aufnehmen, die eine Elegie auf die andere nur so folgen läßt. Da gibt es Elegien in Taten, in Worten, Elegie im Lächeln, stumme Elegie, laute Elegie, Elegie in den Gesten.

Ich will hier einige Beispiele geben, in denen alle Eheleute ihre Erlebnisse wiederfinden werden.

Gespräch vor dem Frühstück:

„Karoline, vergiß nicht, wir sind heute abend bei den Deschars, eine große Gesellschaft, Du weißt doch . . ."

„Ja, mein Freund."

Gespräch nach dem Diner:

„Nun Karoline, Du bist noch nicht in Toilette?“... sagt Adolf, der sehr gut, ja sogar glänzend angezogen ins Zimmer kommt.

Er hat gesehen, daß Karoline eine schäbige Robe, ein schwarzes Trauerkleid mit einer sonderbar schillernden Bluse trägt. Blumen, die man eher gekünstelt als künstlich nennen könnte, lassen eine schlechte Coiffure, das Werk der ungeschickten Kammerfrau, noch trauriger erscheinen. Karoline hat schmutzige Handschuhe an.

„Ich bin fertig, mein Freund ...“

„Das ist Deine Toilette? ...“

„Ich habe keine andere. Ein neues Kleid kostet hundert Ecus.“

„Warum hast Du mir nichts gesagt?“

„Ich, Dir davon sprechen? nach dem, was vorgefallen ist?“

„Dann werde ich allein gehen,“ sagt Adolf, der sich doch nicht seiner Frau schämen will.

„Das glaube ich wohl, daß Dir das paßt,“ sagt Karoline ein wenig gekränkt. „Man sieht es übrigens an der Art, wie *Du* Dich angekleidet hast.“

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Elf Personen sind im Salon, alle von Adolf zum Diner eingeladen. Karoline ist auch da, aber so, als ob ihr Mann sie auch eingeladen hätte; sie wartet einfach, daß das Diner serviert wird.

„Gnädiger Herr,“ sagt der Diener leise zu sei-

nem Herrn, „die Köchin weiß nicht, wo ihr der Kopf steht.“

„Warum?“

„Der gnädige Herr hat ihr nichts gesagt, und sie hat nur zwei Entrées, ein Stück Rindfleisch, ein Huhn, ganz wenig Salat und Gemüse ...“

„Karoline, Du hast also nichts angeschafft? ...“



Gavarni

„Wie soll *ich* wissen, daß Du Dir Leute eingeladen hast? Und habe ich überhaupt hier im Hause etwas anzuschaffen? Sie haben mir doch alle diese Sorgen abgenommen, und wahrlich, ich danke Gott dafür jeden Tag. ...“

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Madame Fischtaminel macht Madame Karoline einen Besuch. Sie findet sie hustend, den Rücken gekrümmt, mit einer Handarbeit beschäftigt.

„Sie sticken also Hausschuhe für Ihren lieben Adolf?“

Adolf steht vor dem Kamin, wie einer, der im nächsten Augenblick gerädert werden soll.

„Nein, gnädige Frau, ich mache das für einen Geschäftsmann, der es mir bezahlt; ich mache es so wie die Gefangenen im Zuchthause: ihre Arbeit erlaubt ihnen, sich gelegentlich etwas Besonderes leisten zu können. . . .“

Adolf wird rot, er kann seine Frau nicht prügeln, und Madame de Fischtaminel schaut ihn so an, als wollte sie sagen: „Was soll das alles bedeuten? . . .“

„Sie husten etwas viel, meine liebe, kleine Frau,“ sagt Madame Fischtaminel. . . .

„Oh,“ antwortet Karoline, „was liegt mir am Leben! . . .“

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Karoline sitzt auf der Causeuse mit der Frau eines Ihrer Freunde, an dessen guter Meinung Ihnen zufällig viel gelegen ist. Aus dem Hintergrunde der Nische, wo Sie sich mit den Männern unterhalten, hören sie, nein, Sie lesen von den Lippen Ihrer Frau ab, daß sie sagt: „Mein Mann hat es so gewollt!“ Und die Worte klingen so, als spräche sie eine junge Römerin, die in die Arena hinabgeht. In Ihrer Eitelkeit gekränkt, wollen Sie gleichzeitig bei dieser Konversation dabei sein und doch auch Ihren Gästen

zuhören, Sie geben also Antworten, daß man Ihnen sagt: „Wo haben Sie Ihren Kopf?“ Denn Sie verlieren jeden Augenblick den Faden der Konversation, und Sie zappeln sich ab, treten von einem Fuß auf den andern, weil Sie immerzu denken: „Was sagt sie jetzt von Dir?“

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Adolf ist zu Tisch eingeladen bei den Deschars, ein Diner von zwölf Personen; Karoline sitzt neben einem jungen, hübschen Mann, der Ferdinand heißt und ein Cousin von Adolf ist. Während der ersten zwei Gänge spricht man vom Glück der Ehe.

„Nichts ist leichter für eine Frau, als in ihrer Ehe glücklich zu sein,“ sagt Karoline zu einer Frau, die klagt.

„Verraten Sie uns Ihr Geheimnis, gnädige Frau,“ sagt liebenswürdig Herr Fischtaminel.

„Eine Frau braucht nichts anderes zu tun, als sich in nichts zu mischen, was die Familie angeht; sich nur als die erste Dienstperson des Hauses zu fühlen oder als eine Sklavin, über die der Herr wacht, keinen Willen zu haben, nie eine Bemerkung machen und — dann geht alles gut.“

Diese Bemerkung wird ausgesprochen mit bitterer Stimme und Tränen im Halse und macht Adolf toll. Er sieht also mit einem starren Blick seine Frau an und sagt:

„Sie denken jetzt, Madame, nicht daran, was

es für ein Glück ist, sein Glück so herauszuschreien!“ Dabei wirft er ihr einen Blick zu, der des Tyrannen eines Melodramas würdig wäre.

Zufrieden, gezeigt zu haben, daß sie gemordet wird oder wenigstens auf dem besten Weg zu solchem Schicksal ist, wendet Karoline den Kopf ab, wischt heimlich eine Träne ab und sagt: „Man kann das Glück nicht erklären.“

Der Zwischenfall ist, wie man in der Kammer sagt, geschlossen; aber Ferdinand hat in seiner Cousine die verfolgte Unschuld erkannt.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Man spricht von der erschreckenden Zahl der Blinddarmentzündungen, von unaussprechlichen Krankheiten, an denen junge Frauen sterben. „Diese Frauen sind allzu glücklich!“ sagt Karoline und scheint so das Programm für ihren baldigen Tod zu entwerfen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Schwiegermutter Adolfs kommt zu ihrer Tochter auf Besuch. Karoline sagt: „Hier der Salon meines Mannes, das Schlafzimmer meines Mannes.“ Alles bei ihr ist: „meines Mannes.“

„Ja, was gibt's denn, meine Kinder,“ sagt die Schwiegermutter; „man könnte fast sagen, daß ihr beide nicht gut miteinander lebt?“

„Gott,“ sagt Adolf, „was es gibt? Daß Karoline die absolute Macht hatte, in ihrem Hause zu tun, was sie wollte, und daß sie das nicht gekonnt hat.“

„Hat sie Schulden gemacht?“

„Ja, liebe Mama.“

„Hören Sie auf mich, Adolf,“ sagt die Schwiegermutter, nachdem sie abgewartet hat, bis ihre Tochter sie mit dem Schwiegersohn allein gelassen hat, „wünschen Sie, mein Lieber, etwa, daß meine Tochter sehr gut angezogen ist, daß alles in Ihrem Hause wundervoll wie am Schnürchen geht, daß es Sie aber keinen Heller kosten soll?“ Versuchen Sie einmal gelegentlich, sich Adolfs Gesicht vorzustellen, während er diese Erklärung der „Frauenrechte“ anhört.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Karoline hat jetzt nicht mehr eine schäbige Toilette, sondern eine wundervolle. Man ist bei den Deschars, alle Welt beglückwünscht sie zu ihrem guten Geschmack, den schönen Stoff, ihren Spitzen, ihrem Schmuck.

„Ach ja, Sie haben einen guten Mann,“ sagt Madame Deschars.

Adolf wird stolz und sieht Karoline an.

„Einen guten Mann, gnädige Frau? . . . Ich koste, Gott sei Dank, meinen Mann keinen Heller. Das alles bekomme ich von meiner Mutter.“ Adolf dreht sich ein wenig plötzlich um und fängt ein Gespräch mit Madame Fischtaminel an.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Nach einem Jahre absoluter Herrschaft wird Karoline eines schönen Tages weich und sagt:

„Mein Freund, wieviel hast Du eigentlich dieses Jahr gebraucht? sag' es mir."

„Ich weiß es nicht."

„Mach einmal Deine Rechnung!"

Adolf findet, daß er ein Drittel mehr gebraucht hat als in dem schlechtesten Jahre Karolinens.

„Und ich habe für meine Toilette keinen Heller gebraucht," sagt sie.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Karoline spielt die Weisen von Schubert. Adolf genießt das schöne Spiel dieser Musik, steht auf und will Karoline was Nettes sagen, kommt hin und findet sie in Tränen: „Was hast Du?"

„Nichts, ich bin nervös."

„Ich habe gar nicht gewußt, daß Du dieses Laster hast?"

„Oh, Adolf, Du willst nur nichts sehen . . . Bitte, meine Ringe sind so weit geworden, daß sie auf meinen Fingern nicht mehr halten. Du hast mich nicht mehr lieb, ich falle Dir nur zur Last . . ."

Sie weint, sie hört auf nichts mehr, sie fängt bei jedem Wort Adolfs wieder von neuem zu weinen an.

„Willst Du wieder den Haushalt leiten?"

„Oh," ruft sie aus, und richtet sich auf, als wäre das eine ganz unerwartete Frage, „jetzt, wo Du ordentlich erfahren hast, was das heißt . . . . nein, ich danke! Will ich Dein Geld? . . . Du hast

eine sonderbare Art, mein verwundetes Herz zu heilen . . . Nein, ich danke . . ."

„Schön, wie Du willst, Karoline."

Dieses „Schön, wie Du willst" ist die erste Probe der Gleichgültigkeit seiner legitimen Frau gegenüber; und Karoline sieht nun den Abgrund, zu dem sie selbst hingeschritten ist.

Achtes Kapitel

Der französische Krieg

Das Unglücksjahr 1814 trifft die Existenz jedes Menschen. Nach den wundervollen Zeiten, den Eroberungen, jenen Tagen, wo jedes Hindernis sich in einen Triumph verwandelt hat, aus dem geringsten Anlaß ein Glück wurde, kommen jetzt Augenblicke, wo die glücklichsten Ideen plötzlich Dummheiten werden, der Mut nur zum Untergang führt, die Festung wankt. Die eheliche Liebe, die, wenn man den Dichtern glaubt, eine ganz besondere Abart der Liebe ist, hat noch mehr wie jede andere Erscheinung des menschlichen Lebens ihren französischen Krieg, ihr Unglücksjahr 1814. Der Teufel tut nichts so gerne, als seine Klaue in die Angelegenheiten armer verlassener Frauen zu stecken, und Karoline ist in dieser Situation.

Karoline fängt jetzt an darüber nachzugrübeln, was für Mittel es geben könnte, um ihren Mann wieder zu sich zurückzuführen! Karoline verbringt viele Stunden einsam zu Hause, und in diesen Stunden arbeitet ihre Phantasie. Sie geht hin und her, setzt sich, steht wieder auf, und auf einmal bleibt sie träumerisch am Fenster stehen, sieht auf die belebte Straße, das Gesicht an die Scheiben gepreßt, und hat doch das Gefühl, in einer Wüste

zu sein, trotzdem sie in ihren gut, ja luxuriös eingerichteten Zimmern ist.

Nun, in Paris, wenn man nicht gerade in einem Hotel, das zwischen Hof und Garten liegt, wohnt, sind die Existenzen nahe miteinander verbunden. Von jedem Stockwerk einer Wohnung entdeckt ein Ehepaar in dem Hause gegenüber ein anderes Ehepaar. Jeder wirft so viel Blicke als er will zum Nachbar hinüber. Es gibt einen gewissen Zwang zu gegenseitiger Beobachtung, aber auch eine Art Recht solcher „Besuche", dem sich niemand entziehen kann.

Zu einer gewissen Zeit des Morgens stehen Sie früh auf. Das Dienstmädchen des Nachbars räumt gerade die Wohnung auf, läßt die Fenster weit offen, legt die Teppiche über die Fensterbretter, und nun können Sie eine Menge von Dingen erraten, — und umgekehrt geht's ebenso. Ebenso lernen Sie zu einer gewissen Zeit die intimen Gewohnheiten der Leute drüben kennen, der hübschen so gut wie der alten und jungen, der koketten, der tugendhaften Frau gegenüber oder die Launen des eingebildeten Narren, die sonderlichen Gewohnheiten der alten Junggesellen, die Farbe der Möbel, die Katze aus dem zweiten Stock oder aus dem dritten. Alles ist ein Zeichen, ein Stoff zum Kombinieren. Im vierten Stock bemerkt eine verwunderte Grisette, natürlich immer zu spät — ebenso wie die keusche Susanna — daß

sie ein Opfer der entzückten Operngläser eines alten Beamten mit achtzehnhundert Franken Einkommen ist, der auf diese Art gratis ein lüsterner Verbrecher ist. Zur Entschädigung zeigt sich ein junger Taugenichts von neunzehn Jahren einer braven, andächtigen Frau in der etwas primitiven Tracht eines Mannes, der sich eben rasiert. So versagt die Möglichkeit zu Beobachtungen nie, der Verstand aber hat seine Augenblicke der Vergeßlichkeit. Die Vorhänge werden nicht immer zur rechten Zeit herabgelassen. Eine Frau nähert sich, bevor noch der Tag jung ist, dem Fenster, eine Nadel einzufädeln, und der Gatte von gegenüber kann also einen Kopf bewundern, den in Wirklichkeit Raphaels Pinsel verdiente, den er aber selber zu verdienen meint, da er doch der Garde Nationale angehört und in der Uniform wirklich imponierend aussieht. Wenn Sie über die Place Saint-Georges gehen, so können Sie die Geheimnisse von drei schönen Frauen entdecken, wenn Sie nämlich genug Geist in Ihren Blicken haben. Oh, das geheiligte Privatleben, wo ist es? Paris ist eine Stadt, die sich sozusagen nackt zeigt, und zwar zu jeder Stunde. Eine Stadt, die in ihrem Wesen eine Dirne ist, ohne jede Keuschheit. Damit eine Lebensweise schamhaft sein kann, muß man mindestens hunderttausend Franken Rente haben. Die Tugenden sind wirklich kostspieliger als die Laster.

Zum Glück Karolinens dringen ihre Blicke häufig durch die Musselinvorhänge, die ihre Wohnung vor den fünf Stockwerken des gegenüberliegenden Hauses schützen, hindurch, und schließlich bemerkt sie ein junges Ehepaar, das gerade die Freuden des Honigmondes genießt und eben im ersten Stock gegenüber eingezogen ist. Sie gibt sich den aufregendsten Beobachtungen hin. Man schließt dort die Vorhänge sehr früh, und man öffnet sie sehr spät. Eines schönen Tages sieht Karoline, die, natürlich zufälligerweise, schon um acht Uhr aufgestanden ist, daß die Kammerfrau gegenüber ein Bad oder eine Morgentoilette, ein entzückendes Deshabillée vorbereitet. Karoline seufzt. Nun sitzt sie auf dem Anstand wie ein Jäger, sie überrascht die junge Frau und sieht ihr von Glück schimmerndes Gesicht. Und schließlich kommt sie so weit, dieses entzückende Ehepaar auszuspionieren, und da muß sie nun sehen, wie Monsieur und Madame das Fenster öffnen, ein wenig aneinander geschmiegt über den Balkon gelehnt daliegen, die Abendluft einatmen. Karoline strengt ihre Nerven heftig an, um auf den Stores eines schönen Tages, als man gerade vergessen hat, die Stoffvorhänge vorzuziehen, die Schatten der beiden lieben Kinder drüben zu entdecken, die sich miteinander balgen und allerlei erklärliche oder unerklärliche phantastische Spiele aufführen. Oft erwartet auch die junge Frau,



Gavarni

melancholisch und träumerisch dasitzend, den abwesenden Ehemann, dann hört sie den Schritt seines Pferdes, das Geräusch eines Wagens, der am Ende der Straße ist, sie springt von ihrem Divan auf, und aus ihrer Bewegung kann man erraten, daß sie ruft: „Da ist er! . . .“

„Wie sie sich lieben!“ sagt Karoline.

Karoline strengt, wie gesagt, ihre Nerven sehr an, und so kommt sie schließlich zu einem außerordentlich genialen Plane: sie versucht es, das eheliche Glück, das sie da drüben sieht, ihrem Adolf gleichsam als ein stimulierendes Mittel einzugeben. Es ist eine ziemlich perverse Idee, aber die Absichten Karolinens heiligen alles.

„Adolf,“ sagt sie endlich, „wir haben eine Nachbarin, eine scharmante Frau, eine kleine Brünette . . .“

„Ja,“ antwortet Adolf, „ich weiß. Es ist eine Freundin von Madame Fischtaminel, Madame Foullepointe, die Frau eines Bankiers. Er ist ein liebenswürdiger Mensch, ein guter Kerl, und hat seine Frau sehr gerne, ist in sie verliebt, geradezu verrückt. Ja, er hat sein Kabinett, seine Büros, seine Kassen im Hof, und nach vorne ist die Wohnung seiner Frau. Ich kenne wirklich kein Ehepaar, das glücklicher wäre. Foullepointe spricht auch immerzu von seinem Glück, selbst auf der Börse, er ödet die ganze Welt damit.“

„Also schön, dann mach' mir die Freude, mich

Herrn und Frau Foullepointe vorzustellen. Wirklich, ich wäre glücklich zu wissen, wie sie es macht, damit ihr Mann sie so lieb hat ... Sind sie schon lange verheiratet?"

„Ganz genau so lange wie wir, fünf Jahre ..."

„Adolf, lieber Freund, ich sterbe vor Neid! Du mußt uns beide zusammenbringen. Bin ich ebenso hübsch wie sie?"

„Gott, wenn ich Dir auf dem Opernball begegnen würde, und Du wärest nicht meine Frau, vielleicht, weiß Gott, ich würde einen Augenblick schwanken ..."

„Du bist heute wirklich lieb. Also vergiß nicht, sie für nächsten Samstag zum Diner einzuladen."

„Das kann ich noch heute abend tun. Ich sehe Foullepointe oft genug auf der Börse."

„Endlich!" sagt sich Karoline, „diese Frau wird mir sagen, was für Mittel sie benützt ..."

Karoline begibt sich wieder an den Beobachtungsposten. Um drei Uhr ungefähr blickt sie durch die Blumen einer Jardinière, die aus dem Fenster förmlich einen Wald machen, hindurch und ist gezwungen, auszurufen: „Wahrhaftig, wie zwei Turteltauben! ..."

Karoline ladet für diesen Sonnabend Herrn und Frau Deschars ein, den würdigen Herrn Fischtaminel, die überhaupt tugendhaftesten Ehepaare ihres Verkehres. Alles steht bei Karoline am Feuer, sie hat das delikateste Diner bestellt, sie

hat alle ihre Schätze aus den Schränken herausgenommen, sie will dieses Vorbild der „geliebten Frau“ gebührend feiern.

„Sie werden heute abend“, sagt sie zu Madame Deschars in jenem Augenblick, wo alle Frauen sich stillschweigend ansehen, „das entzückendste Ehepaar der Welt, unsere Nachbarn aus dem Hause gegenüber, kennen lernen. Er, ein junger blonder Mann von unendlicher Grazie und mit Manieren! dazu ein Kopf wie Lord Byron, wahrhaftig ein Don Juan, nur ist er seiner Frau treu. Die Frau ist charmant, sie scheint das Geheimnis gefunden zu haben, um die Liebe in alle Ewigkeit zu konservieren. Und vielleicht werde ich es ihr zu verdanken haben, wenn mein Eheglück neu auflebt. Wenn Adolf sie sieht, wird er sich über sein Benehmen schämen. Er wird rot werden, er wird . . .“

Man meldet:

„Madame und Monsieur Foullepointe!“

Madame Foullepointe, eine hübsche, brünette Frau, die richtige Pariserin, biegsam, schlank, mit einem glänzenden Blick, der von langen Wimpern beschattet wird, entzückend angezogen, setzt sich aufs Kanapée. Karoline begrüßt einen dicken Herrn mit grauen Haaren, die nicht mehr allzu dicht sind, der mühsam dieser andalusischen Schönheit aus Paris folgt; sein Gesicht und sein Bauch erinnern an einen Silen, der Schädel glänzt

wie frische Butter, ein läppisches und zynisches Lachen wohnt auf den starken Lippen; in einem Worte gesagt: man hat einen Philosophen vor sich. Karoline sieht diesen Herrn sehr verwundert an.

„Monsieur Foullepointe, meine Liebe“, sagt Adolf und stellt ihr diesen würdigen Mann von etwa 50 Jahren vor.

„Ich bin entzückt, gnädige Frau,“ sagt Karoline, die sich zur Liebenswürdigkeit zwingt, „daß Sie mit Ihrem — Schwiegervater (allgemeines Staunen) zu mir gekommen sind; aber wir werden doch, hoffe ich, das Vergnügen haben, auch Ihren Mann . . .“

„Gnädige Frau? . . .“

Alle Welt horcht auf und sieht sich an. Adolf wird der Mittelpunkt aller Blicke, er ist stumm vor Staunen, er möchte Karoline durch eine Versenkung im Erdboden verschwinden lassen, wie man das im Theater kann.

„Das *ist* Monsieur Foullepointe, mein Mann,“ sagt Madame Foullepointe.

Karoline wird nun scharlachrot, denn sie begreift, was sie angestellt hat, und Adolf durchbohrt sie mit einem Blick, der gut zweihundert Volt elektrische Kraft hat.

„Sie sagten doch, er sei jung, blond . . .“ bemerkt mit tiefer Stimme Madame Deschars.

Madame Foullepointe, eine geistreiche Frau sieht kühn zur Decke.

Einen Monat später sind Madame Foullepointe und Karoline intime Freundinnen.

Adolf, beschäftigt mit Madame Fischtaminel, schenkt dieser etwas gefährlichen Freundschaft, die ihre Früchte tragen wird, keine Aufmerksamkeit. Denn merken Sie wohl als

Axiom:

Frauen haben mehr Frauen verdorben, als je Männer Frauen geliebt haben.

Neuntes Kapitel

Vorbereitungen zu einem schönen Leichenbegängnis

Nach einer gewissen Zeit, deren Länge von der Festigkeit der Grundsätze Karolinens abhängt, sieht sie eines schönen Tages schwach und müde aus, und Adolf, der sie auf dem Divan herumliegen sieht wie eine Eidechse in der Sonne, sagt mit jener Besorgtheit, die korrekt ist: „Was hast Du, meine Liebe? Was fehlt Dir?"

„Ich wollte, ich wäre tot!"

„Das ist ein angenehmer und geradezu übermütiger Wunsch . . . !"

„Es ist nicht der Tod, der mich schreckt, sondern das Leiden vorher!"

„Das heißt: daß ich Dich nicht glücklich mache! . . . Ja, so sind die Frauen!

Adolf poltert durch den Salon, aber er bleibt plötzlich stehen, weil er sieht, daß Karoline ihr gesticktes Taschentuch in der Hand hat, und daß sie Tränen recht geschickt darauffallen läßt.

„Du bist krank?"

„Ich bin wirklich gar nicht wohl" (Schweigen). „Alles, was ich noch wünsche, wäre: wissen, ob ich noch lange genug leben kann, um mein kleines Mädchen als verheiratete Frau zu sehen. Jetzt

weiß ich ja, was es bedeutet: den rechten Ehemann wählen. Junge Menschen verstehen das ja noch nicht ... Ach, geh Du nur weiter Deinen Vergnügungen nach, ... eine Frau, die an die Zukunft denkt, eine Frau, die krank ist, ist nicht amüsant. Geh, zerstreue Dich ..."

„Was tut Dir weh?"

„Mein Freund, mir tut nichts weh, es geht mir ausgezeichnet, ich brauche nichts, wirklich nichts. Es ist mir auch schon viel besser. Geh nur, laß mich."

Dieses erste Mal geht Adolf fort und ist beinahe traurig.

Acht Tage gehen vorbei, und während dieser acht Tage hat Karoline den strengsten Auftrag an alle Personen der Dienerschaft gegeben, dem gnädigen Herrn zu verheimlichen, in was für einem entsetzlichen Zustand sie sich befindet. Sie ist schwach, sie läutet, wenn sie eben im Begriff ist, in Ohnmacht zu fallen, sie verbraucht eine ganze Menge Äther. Schließlich sagen die Bedienten dem gnädigen Herrn doch von dem ehelichen Heroismus der gnädigen Frau, und Adolf bleibt eines Abends nach dem Diner zu Hause und sieht, wie seine Frau etwas zu zärtlich die kleine Marie umarmt.

„Armes Kind! Nur deinetwegen kränke ich mich und denke an die Zukunft! Oh du lieber Gott, was ist doch das Leben schwer!"

„Nun, mein Kind“, sagt Adolf, „warum machst Du Dir so viel Sorgen?“

„Oh, ich *mache* mir keine Sorgen! . . . Der Tod hat keine Schrecken für mich . . . ich habe heute früh einem Leichenbegängnis nachgesehen, habe mir dabei gedacht, daß der Tod doch etwas sehr Schönes ist! Aber woher mag es wohl kommen, daß ich immer nur an den Tod denke? Ist das eine Krankheit? Ich habe das Gefühl, daß ich mich selbst töten werde . . .“

Je mehr Adolf versucht, Karoline aufzuheitern, desto mehr hüllt sich Karoline in die Schleier unstillbarer Tränen. Das zweite Mal bleibt Adolf zu Hause und langweilt sich. Dann, bei dem dritten Ansturm forcierter Tränen, geht er aus und ist gar nicht mehr traurig. Schließlich werden ihm diese ewigen Klagen, diese Posen einer Sterbenden, diese Krokodilstränen langweilig. Und zum Schluß sagt er: „Wenn Du krank bist, Karoline, dann mußt Du einen Doktor fragen! . . .“

„Wie Du willst! Dann wird es wenigstens früher zu Ende gehen. Mir ist es recht. Gut, bring einen Deiner berühmten Ärzte her.“

Am Ende eines Monats ist Adolf so müde, das Leichenbittergesicht, das Karoline nun Tag für Tag in allen möglichen Abwandlungen macht, zu sehen, daß er einen großen Arzt bestellt. In Paris sind die Ärzte alle Leute von Geist und kennen

sich glänzend in der Diagnose und Therapie der ehelichen Krankheiten aus.

„Nun, gnädige Frau," sagt der berühmte Arzt, „wie kann eine so hübsche Frau auf den Einfall kommen, krank zu sein?"

„Ja, mein Herr, ich wanke dem Grabe zu."

Karoline versucht — natürlich' aus Rücksicht für Adolf — zu lächeln.

„Schön, immerhin haben Sie ganz klare Augen, die gar nicht darnach aussehen, als brauchten Sie unsere teuflischen Medikamente."

„Sehen Sie nur gut nach, Doktor, das Fieber verzehrt mich, das gewisse, kaum' merkliche schleichende Fieber! . . ."

Und sie sieht den berühmten Doktor mit malitiösen Augen an, und der sagt sich: „Was für Augen hat dieses Frauenzimmer! . . ."

„Schön," sagt er laut, „wollen Sie mir also die Zunge zeigen?"

Karoline steckt ihre Katzenzunge zwischen zwei Reihen weißer Zähne hervor.

„Sie ist allerdings ein bißchen belegt, da unten, aber Sie haben doch gefrühstückt?" bemerkt der große Arzt und sieht dabei Adolf an.

„Nichts," antwortet Karoline, „nur zwei Tassen Tee. . . ."

Adolf und der berühmte Doktor sehen einander an, denn der Doktor fragt sich gerade, ob die Frau oder der Mann sich über ihn lustig macht.

„Und was quält Sie eigentlich?“ fragt der berühmte Doktor Karoline sehr ernsthaft.

„Ich kann nicht schlafen.“

„So.“

„Ich habe keinen Appetit. . . .“

„So.“

„Ich habe Schmerzen, hier . . .“

Der Arzt sieht angestrengt auf die Stelle des Körpers, die ihm Karoline zeigt.

„Nun gut, das werden wir dann später ansehen . . . Wo fehlt's noch?“

„Mich überläuft es alle Augenblicke kalt . . .“

„Schön!“

„Ja, dann . . . ich bin immer zum Sterben traurig, ich muß immer an den Tod denken, ich habe Selbstmordgedanken.“

„Ach? wirklich!“

„Es wird mir manchmal plötzlich ganz heiß im Gesicht; dann zittern meine Augenlider fortwährend. . . .“

„Ja, wir nennen das einen *Trismus.*“

Der Doktor erklärt eine Stunde lang mit den schwierigsten wissenschaftlichen Ausdrücken die Natur des *Trismus*, man erfährt, daß der Trismus eben der Trismus ist. Aber er merkt doch in aller Bescheidenheit an, daß, wenn die Wissenschaft auch sehr genau weiß, daß der Trismus der Trismus ist, die Gründe dieser nervösen Krankheit, die kommt, geht, wiederkommt und

wieder vorbeigeht, vollständig ein Rätsel sind. „Und," fügt er hinzu, „wir wissen auch ganz genau, daß es nur eine Nervensache ist."

„Ist es gefährlich?" fragt Karoline beunruhigt.

„Oh, ganz und gar nicht."

„Wie liegen Sie im Bette?"

„Ausgestreckt."

„Gut. Auf welcher Seite?"

„Rechts."

„Sehr schön. Wieviel Matratzen sind in Ihrem Bett?"

„Drei."

„Schön. Und ist da noch ein Keilkissen?"

„Ja, aber . . ."

„Und was ist in dem Keilkissen drin?"

„Roßhaar."

„Sehr gut. Wollen Sie ein paar Schritte vor mir machen . . . Ja, ganz so, als ob wir Sie nicht beobachten würden."

Karoline macht ein paar Schritte wie die Fanny Elßler und bewegt dabei ihre Tournüre auf eine schon geradezu andalusische Art.

„Sie fühlen nicht eine gewisse Schwere in den Knien?"

„Nein . . ." (sie setzt sich wieder hin). „Lieber Gott, wenn ich genau nachdenke, dann glaube ich doch, daß . . ."

„Schön! Sie sind jetzt einige Tage zu Hause geblieben?"

„O ja, mein Herr, schon sehr lange, und immer allein."

„Gut. Stimmt, stimmt. Wie richten Sie in der Nacht Ihre Haare her?

„Ich habe eine Haube mit etwas Stickerei, manchmal lege ich auch noch ein Seidentuch darüber . . ."

„Sie fühlen nicht gelegentlich Hitze, so einen Anflug von Schweiß?"

„Wenn ich schlafe, kann ich das doch nicht wissen!"

„Sie könnten aber doch immerhin bemerken, daß die Wäsche dort, wo Ihre Stirne liegt, feucht ist, wenn Sie aufwachen."

„Ja, das ist manchmal so . . ."

„Schön, jetzt geben Sie mir Ihre Hand!"

Der Doktor nimmt seine Uhr heraus.

„Habe ich Ihnen schon gesagt, daß ich oft Schwindel habe?" sagt Karoline.

„So!" sagt der Doktor, während er den Puls fühlt. „Abends?"

„Nein, in der Früh."

„Ah! Schwindelanfälle in der Früh," sagt er und sieht wiederum dabei Adolf an.

„Nun?" fragt ihn Adolf, „was denken Sie über den Zustand meiner Frau?"

„Der Herzog von G . . . ist nach London gefahren," sagt der große Arzt, während er den Teint von Karoline betrachtet, „und man spricht davon viel im Fauborg Saint-Germain."

„Haben Sie viel Patienten dort?“ fragt Karoline.

„Fast alle guten Leute . . . Gott, ich hatte da sieben Fälle heute früh, und einige sind gefährlich krank.“

Der Doktor erhebt sich.

„Wie finden Sie mich, Herr Doktor?“ sagt Karoline.

„Gnädige Frau, Sie müssen acht geben, man muß sehr acht geben, Sie müssen niederschlagende Mittel nehmen, etwas Eibischtee trinken, eine sanfte Diät, nur weißes Fleisch, vor allem viel Bewegung machen.“

Und dafür habe ich zwanzig Franken zu bezahlen, sagt sich Adolf lachend.

Der große Arzt nimmt Adolf unter dem Arm und führt ihn mit sich hinaus. Karoline folgt ihnen auf den Fußspitzen bis zur Türe. „Mein Lieber,“ sagt der große Doktor, „ich wollte Ihre Frau nicht beunruhigen. Es hat keinen Sinn, ihr Angst zu machen. Die ganze Sache geht viel mehr *Sie* an. Sie dürfen Ihre Frau nicht so vernachlässigen. Die gnädige Frau hat ein ziemlich starkes Temperament; und da kann sie in einen so elenden Zustand kommen, daß Sie es dann bereuen würden. *Wenn* Sie sie lieben, nun dann lieben Sie sie! wenn Sie sie aber nicht mehr lieben, und wenn Sie dennoch Wert darauf legen, die Mutter Ihrer Kinder am Leben zu erhalten,

so ist es eine Angelegenheit der — Hygiene, aber nur *Sie* können helfen! . . .“

„Wie gut er mich verstanden hat!“ sagt sich Karoline. Sie öffnet die Türe: „Herr Doktor, Sie haben mir ja das Rezept nicht aufgeschrieben . . .“

Der große Arzt lächelt, grüßt, steckt ein Zwanzigfrankenstück ein und überläßt Adolf den Händen seiner Frau, die ihn festhält und sagt: „Also, sag mir die Wahrheit über meinen Zustand? . . . Muß ich mich auf den Tod gefaßt machen?“

„O Gott, er hat mir gesagt, daß Du *zu* gesund bist,“ schreit Adolf, der allmählich nervös geworden ist.

Karoline legt sich auf den Divan und fängt an zu weinen.

„Was hast Du?“

„O, ich habe viel . . . ich bin Dir zu Last, Du liebst mich nicht mehr. Ich will auch diesen Arzt nie mehr sehen. Ich weiß nicht, warum Madame Fouillepointe mir geraten hat, ihn zu rufen. Er hat mir nur Dummheiten gesagt. Ich weiß besser als er, was ich eigentlich brauche.“

„Und was brauchst Du?“

„Du Undankbarer, Du fragst noch?“ sagt sie und lehnt ihren Kopf an die Schulter Adolfs.

Adolf, erschüttert, sagt sich: Der gute Doktor hatte nur zu recht. Und Karoline singt ein Lied von Schubert mit allem Überschwang einer hypochondrischen Frau.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Zehntes Kapitel

Kommentar, in dem das Wort „felichitta" (oh Glück!) im Finale aller Opern, also auch der Ehe, erklärt wird.

Wer hat in seinem Leben noch nicht irgendeine italienische Oper angehört? Wenn Sie es aber getan haben, dann müssen Sie doch bemerken, was für ein Mißbrauch von dem Dichter und dem Chor mit dem Worte „felichitta" (oh Glück!) in dem Augenblick getrieben wird, in dem alle Welt schon aus der Loge geht oder seinen Sitz verläßt. Es ist wirklich ein häßliches Symbol des Lebens. Man geht fort im Augenblick, wo man „Oh Glück!" hört. Haben Sie schon darüber nachgedacht, was für eine tiefe Wahrheit in diesem Finale liegt? In diesem „Oh Glück!" im Augenblick, wo der Musiker seine letzte Note tönen läßt, der Autor seinen letzten Vers spricht, im Orchester der letzte Bogenstrich getan wird, der letzte Hauch der Musik ertönt, die Solisten sich sagen: „Endlich können wir soupieren gehen!" und die Choristen: „Wie gut, daß es heute nicht regnet!" Nun, in allen Lebenslagen gibt es einen Augenblick, wo die Scherze aus sind, wo das Stück zu Ende ist, wo man einen Schluß zu machen hat und jeder auf seine Art das Finale „oh Glück!"

singt. Nachdem man alle die Duos, die Solos, die *Strettas*, die *Codas*, die Ensemblestücke, die Duette und die Nocturnes durchgegangen hat, alle die Phasen vorbei sind, die diese kleinen Szenen, die wir hier aus dem ehelichen Leben gegeben haben, Ihnen anzeigten, und die Themen sind, deren Variationen die geistreichen Leute ebenso wie die einfältigen sich selbst anfertigen können — denn, wo es um Leiden geht, da sind wir alle gleich — dann kommen die meisten Pariser Ehepaare zu jenem Finale, das vielleicht so aussieht:

Die Ehefrau (spricht zu einer jungen Frau, die gerade den Altweibersommer der Ehe erlebt):

„Meine Liebe, *ich* bin die glücklichste Frau der Erde. Adolf ist der beste aller Männer: er ist gut, er quält mich nie, er ist gefällig. Nicht wahr, Ferdinand?"

(Karoline wendet sich bei dieser Frage an den Cousin Adolfs, den jungen Mann mit der hübschen Krawatte, mit den leuchtenden Haaren, der Lackschuhe, einen ungemein elegant geschnittenen Rock, einen Claquehut, Glacéhandschuhe, eine gut gewählte Weste, den modernsten Schnurrbart, zierlichen Backenbart, eine „Fliege" à la Mazarin hat, und der vor allem begabt ist mit einer tiefen, stummen und unablässigen Bewunderung für Karoline.)

Ferdinand:

„Adolf ist sehr glücklich, eine Frau wie Sie zu haben! Was fehlt ihm noch? Nichts!"

Die Ehefrau:

„Im Anfang haben wir uns immer gezankt. Aber jetzt verstehen wir uns ausgezeichnet. Adolf tut nur noch, was *er* will, er legt sich nie einen Zwang auf, ich frage ihn weder, wohin er geht, noch mit wem er gesprochen hat. Die gegenseitige Rücksicht, meine liebe Freundin, das ist das große Geheimnis des Glückes in der Ehe. Ihr seid noch bei den kleinen Zänkereien, bei den Eifersüchteleien, bei den Streitereien, bei den gegenseitigen Nadelstichen. Wozu das alles? Unser Leben, die wir nur Frauen sind, ist ja kurz. Was haben wir? Zehn gute Jahre; warum sollen wir uns die selbst verderben? Ich war genau so wie Sie. Aber eines schönen Tages lernte ich Madame Foullepointe, eine charmante Frau, kennen, und die hat mich über alles das aufgeklärt, hat mir gezeigt, wie man einen Mann glücklich machen kann. Seitdem ist Adolf ein ganz anderer geworden. Er ist jetzt der entzückendste Mensch. Er ist der erste, der mir unruhig, ja sogar ängstlich, wenn ich ins Theater gehe, und wenn wir um sieben Uhr allein sind, sagt: ‚Ferdinand wird Dich doch abholen?‘ Nicht wahr, Ferdinand?“

Ferdinand:

„Wir sind die besten Cousins, die es auf der Welt gibt.“

Die junge Frau, die jetzt an der Reihe ist:

„Und das Glück soll mir auch beschieden sein?“

Ferdinand:

„Oh! Sie sind sehr hübsch, gnädige Frau, und nichts wird Ihnen leichter sein, als das zu erreichen!“

Die Ehefrau, etwas gereizt:

„Nun adieu, meine Kleine! (Die junge Frau, die an der Reihe ist, entfernt sich.) Ferdinand, Sie werden für dieses Wort büßen!“

Der Ehemann (auf dem Boulevard des Italiens). Er hält Herrn Fischtaminel am Knopf des Rockes fest und sagt:

„Mein Lieber, Sie glauben noch, daß die Ehe ihre Grundlagen in der Leidenschaft hat. Die Frauen können zur Not einen einzigen Mann lieben, aber wir Männer? . . . Lieber Gott, alle Regeln der Gesellschaft vermögen die Natur nicht niederzuhalten. Sehen Sie, das Beste, was man in der Ehe tun kann, ist: Rücksicht aufeinander nehmen. Ich bin der glücklichste Ehemann der Welt. Karoline ist eine gute Freundin für mich, sie würde mir alles opfern, sogar Ferdinand, wenn es sein müßte. Ja, Sie lachen, aber es ist wahr, sie ist bereit, *alles* für mich zu tun. Sie quälen sich noch mit den sonderbarsten Ideen über die Besserung der sozialen Einrichtungen. Aber das Leben kommt nicht wieder. Man muß so viel Vergnügen in es hineinstopfen, als nur irgend geht. Jetzt sind zwei Jahre vorbei, daß zwischen Karoline und mir nicht

das kleinste bittere Wort gefallen ist. Ich habe in Karoline einen Kameraden, dem ich alles sagen kann, der mir in wichtigen Fällen zur Seite stehen kann. Unter uns gibt es keine Art von Betrügerei, wir wissen, was wir voneinander zu halten haben. Wenn wir uns wieder einmal einander nähern, so sind das sozusagen Racheakte, verstehen Sie? So haben wir unsere Pflichten in Freuden verwandelt. Jetzt sind wir glücklicher als in dieser langweiligen, öden Zeit, die man die Flitterwochen nennt. Meine Frau sagt mir gelegentlich: ‚Ich bin heute schlecht gelaunt, laß mich, geh nur fort,' und das Gewitter geht auf einen *andern* nieder. Karoline versucht es nicht mehr, in Gesellschaft die Überlegene zu spielen, sie sagt allen Leuten nur Gutes über mich. Sie ist sogar glücklich, wenn ich meine kleinen Freuden habe. Und weil sie eine anständige Frau ist, gebraucht sie unser Vermögen in der delikatesten Weise. Unser Haus ist gut gehalten. Meine Frau läßt mich mit unserem überschüssigen Geld tun, was ich will. Nun, sehen Sie, wir haben einfach Öl auf die Räder gegossen, und Sie, Sie mein lieber Herr Fischtaminel, Sie haben Kieselsteine auf sie gelegt. Aber Sie haben unrecht: das Kostüm des Othello steht unsereinem schlecht, es sieht so aus wie das Kostüm eines Türken im Karneval."

Chor (in einem Salon. Milieu: ein Ball):

„Madame Karoline ist eine scharmante Frau!"

Eine Frau, die einen Turban auf hat:

„Ja, sie hat eine ausgezeichnete Haltung, sehr viel Würde!"

Eine Frau, die sieben Kinder hat:

„Ja, sie hat es verstanden, ihren Mann richtig zu nehmen."

Ein Freund Ferdinands:

„Aber, sie liebt auch ihren Mann. Adolf ist übrigens ein sehr distinguierter und sehr welterfahrener Mann."

Eine Freundin von Madame Fischtaminel:

„Er betet seine Frau an. Bei ihnen gibt es keine unangenehmen Situationen, alle Welt amüsiert sich dort."

Herr Foullepointe:

„Ja, es ist ein recht angenehmes Haus."

Eine Frau, von der man viel Schlechtes sagt:

„Karoline ist gut, gefällig, und sie sagt nie etwas Böses über jemanden."

Eine Dame, die getanzt hat und eben auf ihren Platz zurückkommt:

„Erinnern Sie sich, wie langweilig sie war zur Zeit, als sie mit den Deschars verkehrt hat?"

Madame Fischtaminel:

„Ach, sie und ihr Mann, das waren damals zwei Dornenbündel! ... Immerwährende Streitereien!" (Madame Fischtaminel entfernt sich.)

Ein Komödiant:

„Aber Herr Deschars weiß sich auch zu zerstreuen, man sieht ihn viel hinter den Coulissen. Es scheint, daß Madame Deschars zum Schluß ihre Tugend etwas teuer bezahlen muß.“

Eine Bourgeoise, die fürchtet, daß die Konversation eine Wendung nimmt, die ihrer Tochter gefährlich werden könnte:

„Madame Fischtaminel ist heute abend ganz scharmant.“

Eine Frau von vierzig Jahren, die nichts mit sich anzufangen weiß:

„Herr Adolf scheint ebenso glücklich wie seine Frau.“

Ein junges Mädchen:

„Was für ein hübscher Mensch dieser Ferdinand ist!“ (Ihre Mutter tritt ihr „leise“ auf den Fuß.) „Was willst Du, Mama?“

Die Mutter (ihre Tochter mit einem starren Blick ansehend):

„Man sagt so etwas nicht, meine Liebe, außer es handelt sich um jemanden, der fürs Heiraten in Frage kommt. Und Ferdinand ist nicht ein Mann, den man heiraten kann.“

Eine sehr dekolletierte Dame (zu einer anderen, die nicht weniger dekolletiert ist):

(Sotto voce) „Meine Liebe, sehen Sie, die Moral

von alledem ist: Glückliche Ehepaare gibt es nur — zu vieren."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein Freund, dem der Verfasser, unvorsichtig genug, dieses Manuskript gezeigt hat:

„Diese letzten Worte sind falsch."

Der Verfasser:

„So! Meinen Sie? . . ."

Der Freund (der sich eben verheiratet hat):

„Sie wenden alle Ihre Tinte dazu auf, um die Gesellschaft anzuschwärzen! . . . Unter dem Vorwande aufzuklären! Ah, mein Lieber, es gibt Ehepaare, die zu zweit hundertmal, ja tausendmal glücklicher sind, als Ihre angeblichen Ehepaare zu viert".

Der Verfasser:

„Also muß man die Leute, die sich verheiraten wollen, anlügen und die Schlußworte ausstreichen?"

Der Freund:

„Nein, denn man wird sie aufnehmen wie Witze in einem Vaudeville!"

Der Verfasser:

„Das ist schließlich auch eine Art, der Welt die Wahrheit zu sagen."

Der Freund (der bei seiner Ansicht bleibt):

„Wahrheiten, die nur dazu da sind, um bald Lügen zu sein."

Der Autor (der das letzte Wort haben will):

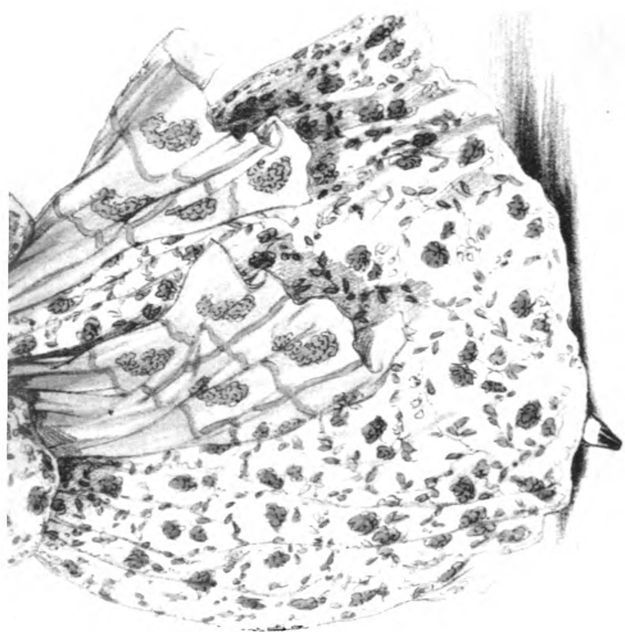
„Und was wird schließlich nicht eine Lüge? Wenn Deine Frau zwanzig Jahre älter sein wird, dann werden wir das Gespräch wieder aufnehmen; Ihr werdet vielleicht nur zu *Dritt* glücklich sein!“

Der Freund:

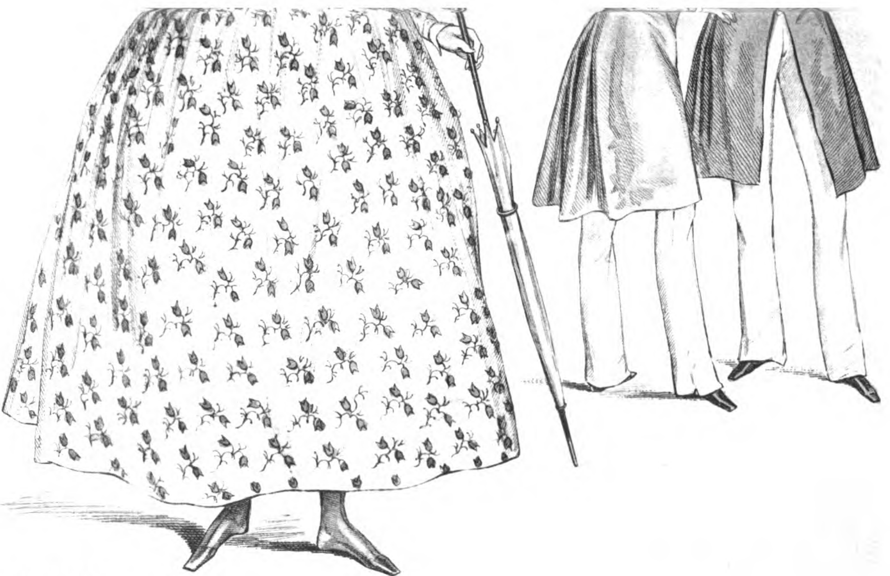
„Du rächst Dich etwas heftig dafür, daß Du die Geschichte der *glücklichen* Ehen nicht schreiben kannst!“

Dieses Werk wurde im Auftrage von Georg Müller Verlag in München in der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig hergestellt. Die Lichtdrucke nach alten Modekupfern fertigten die Kunstanstalten Meisenbach, Riffarth & Co. in Berlin an. 100 Exemplare wurden auf holländisch Bütten abgezogen, numeriert und bei P. A. Demeter in Leipzig in Ganzleder gebunden. Diesen Exemplaren ist eine zweite Folge der Modekupfer (mit der Hand koloriert) in eigener Mappe beigegeben







Gravé d'après Gavarni par Nargeot.




Gavarni del.





Gravé d'après Gavarni par Nargeot.





